



Alfred Klein, Günter Mieth und Klaus Pezold

IM ZWIELICHT DES JAHRHUNDERTS

Beiträge zur Hölderlin-Rezeption

Alfred Klein, Günter Mieth und Klaus Pezold

**IM ZWIELICHT DES
JAHRHUNDERTS**

Beiträge zur Hölderlin-Rezeption



TEXTE ZUR LITERATUR

Im Auftrag des Rosa-Luxemburg-Vereins herausgegeben
von Helga Conrad, Alfred Klein und Klaus Pezold

Heft 1

ISBN 3-929994-17-8

© ROSA-LUXEMBURG-VEREIN e. V.
Rosa-Luxemburg-Str. 19-21
D-04103 Leipzig

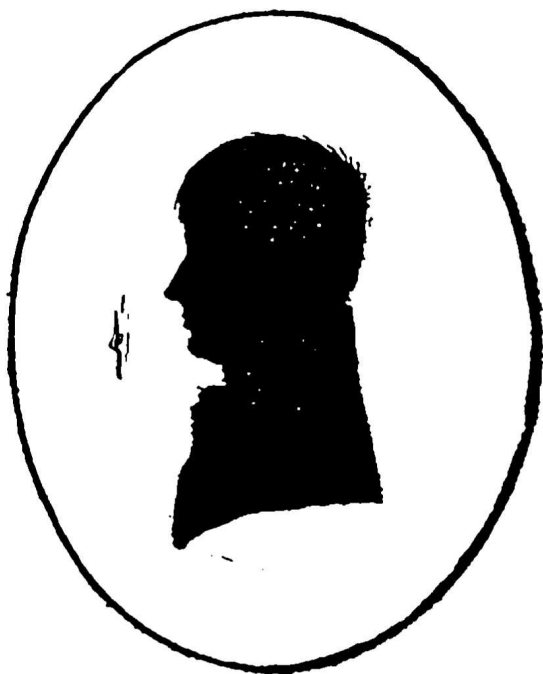
Redaktion und Satz: Frank Andert

Der Umschlag zeigt die Radierung »Erinnerung an den Patienten der Authenrith'schen Klinik zu Tübingen F. Hölderlin« (1978) der Leipziger Künstlerin Anette Peuker-Krisper.

Herstellung: GNN Gesellschaft für Nachrichtenerfassung und Nachrichtenverarbeitung
Verlagsgesellschaft in Sachsen m. b. H.
Badeweg 1, D-04435 Schkeuditz

Inhalt

Vorbemerkung	5
<i>Alfred Klein:</i>	
Im Zwielficht des Jahrhunderts.	
Johannes R. Bechers Hölderlinbilder	7
<i>Klaus Pezold:</i>	
So kam ich unter die Deutschen. Stationen und Probleme der Hölderlin-Rezeption im Deutschland des 20. Jahrhunderts	33
<i>Günter Mieth:</i>	
Rückblick auf öffentliche Hölderlin-Ehrungen 1970	49
Annotation zu: Hölderlin. Der Pflegesohn. Texte und Dokumente 1806-1843 mit den neu entdeckten Nürtinger Pflugschaftsakten. Hrsg. von Gregor Wittkop (F. A.)	66
Zu den Autoren dieses Heftes	68
Weitere Veröffentlichungen des Rosa-Luxemburg-Vereins	70



Portrait of Charles

Vorbemerkung

Mit dem ersten Heft der Reihe »Texte zur Literatur«, die dank der freundlichen Unterstützung des »Rosa-Luxemburg-Vereins e. V.« künftig in unregelmäßiger Folge erscheinen soll, stellt sich der »Literaturhistorische Arbeitskreis« erstmals einer breiteren Öffentlichkeit vor.

Der Arbeitskreis ging Ende 1993 aus einer Initiative germanistischer Literaturwissenschaftler im vorzeitigen Ruhestand hervor, die sich schon seit mehr als einem Jahr in regelmäßiger Folge trafen, um miteinander ihre Arbeitsvorhaben zu diskutieren. Er soll ein Forum des interdisziplinären Gedankenaustausches mit Kolleginnen und Kollegen anderer literatur- und kulturwissenschaftlicher Zweige bieten. Die Resonanz auf die bisherige Arbeit war in jedem Sinne ermutigend.

Im Mittelpunkt der Gründungsveranstaltung am 9. Dezember 1993 stand der Vortrag von Prof. Dr. Alfred Klein, mit dem dieses Heft eröffnet wird. Wiewohl als persönliche Standortbestimmung zu verstehen, verdeutlicht dieser Text doch gleichzeitig eines der Anliegen des Arbeitskreises: Es geht um das kritische Überdenken dessen, was für die DDR-Literaturwissenschaft selbstverständlich und »verbindlich« gewesen ist. »Alte« Themen sind im Lichte neuer Erfahrungen wieder aufzugreifen – frei von nostalgischer Beharrung, ebenso frei aber auch von einer pauschalen Verdammung früherer Arbeitsergebnisse.

Es traf sich, daß im vergangenen Jahr auch andere aus dem Kreis der Initiatoren Aspekte der Hölderlin-Rezeption im 20. Jahrhundert aufgegriffen haben. So lag es nahe, diese Texte – aus unterschiedlichen Anlässen entstanden und an unterschiedlichen Orten vorgetragen – in der hier vorliegenden Publikation zu vereinen. So es sich ergibt, soll auch künftigen Heften ein zentraler Gegenstand zugrunde gelegt werden, denkbar ist aber ebenso die Zusammenfassung von Texten zu verschiedenen Themen.

Die Organisatoren des Arbeitskreises sehen entsprechenden Anregungen mit Interesse entgegen.

Die Herausgeber

Im Zwielficht des Jahrhunderts

Johannes R. Bechers Hölderlinbilder

von Alfred Klein*

Der Dichter Friedrich Hölderlin war ein Zeitgenosse der französischen Revolution, der Dichter Johannes R. Becher einer der russischen, und beide haben diese Durchbrüche zu neuen Gesellschaftsverfassungen nicht nur so gleich enthusiastisch begrüßt, sondern auch zum Maßstab für die deutschen Zustände gemacht. Die Fortdauer der nationalen Misere über die Jahrhunderte hinweg bedingt ihre Leidensverwandtschaft, ihr Revolutionserlebnis das Hoffnungspotential, von dem sie bis an ihr Lebensende zehrten. Beide strebten zuerst im Gedicht nach Vollendung. Noch ihren Dramen und Romanen haftet an, daß ihnen die unbegrenzten Reflexionsmöglichkeiten des Lyrischen am meisten entsprachen. Beide wollten sie die radikale Überwindung überlebter Daseinsverhältnisse, und beide wünschten sie Vaterländer, die intra et extra muros Frieden zu halten vermögen. Ihnen schwebte eine ideale Welt der Eintracht des Menschen mit sich selbst und mit der Natur vor. Es sollte alles ganz anders werden.

Die Unterschiede zwischen dem einen und dem anderen Dichter sind freilich fast noch größer als der historische Abstand, der sie voneinander trennt. Im Gegensatz zu Friedrich Hölderlin fand Johannes R. Becher nach jahrelanger Isolation sein Heil in einer weltweit agierenden Bewegung, die den Beginn der ersehnten Menschheitserneuerung zu verbürgen schien. Von den Antinomien der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gezeichnet, ist sein Werk alles andere als homogen. Es präsentiert sich sowohl extrem avantgardistisch als auch extrem traditionalistisch, und da wie dort steht total Mißglücktes neben überzeugend Gelungenem. Selbst seine Sympathisanten haben es stets eher respektvoll akzeptiert als glühend bewundert, während es seine Kritiker seit eh und je eher rigoros verdammen als nur befremdet

* Vortrag, gehalten am 9. Dezember 1993 auf der Gründungsveranstaltung des Literaturhistorischen Arbeitskreises des Rosa-Luxemburg-Vereins e. V.

ablehnen. Nicht von ungefähr hat Hans Mayer einer Betrachtung über den Dichter das Schillerwort aus dem Wallensteinprolog vorangestellt: »Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, / Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.«¹

Friedrich Hölderlin dagegen erscheint je länger, je mehr als Inkarnation eines nahezu unbeschreiblich hohen und reinen Dichtertums. Seit er um die vorige Jahrhundertwende der Vergessenheit entrissen wurde, erlaubte es die wachsende zeitliche Distanz zu den eigentlichen Ursprüngen und Intentionen seiner Äußerungen, daß ihre diffizilen Zeichen für grundstürzende Denk- und Praxisveränderungen selbst von erkonservativen Interpreten vereinnahmt und seine Kontakte zur bürgerlich-demokratischen Fronde im schwäbischen Untergrund großzügig toleriert werden konnten. Die kunstvolle Höhe seines Dichtens und die geschichtsphilosophische Tiefe seines Denkens lassen ihn weithin als ebenbürtigen Partner seiner klassischen Zeitgenossen erscheinen, weisen ihn aber zugleich als tragisch vereinsamte Gestalt aus, die sich weder feudalen noch bürgerlichen Lebensklammern zu fügen vermochte. Hölderlin widerfuhr, was Becher erspart blieb: er fiel in geistige Umnachtung.

Es stand zu erwarten, daß die Reconquista des deutschen Ostens durch den deutschen Westen auch das literarische Erbe der Revolutionen nicht verschonen würde, das einer sozialistischen Umwälzung schon gar nicht. Ein sogenannter Paradigmenwechsel hat eingesetzt, der revolutionäre Traditionen am liebsten ganz auslöschen und völlig durch retrograde Signale ersetzen möchte, und ein »Wechsel der Eliten« findet statt, der den Säuberungen der Staats- und Lehrämter von sogenannten Novemberverbrechern in den Jahren 1933/34 kaum nachsteht. War Johannes R. Becher schon früher als gewaltsüchtiger Kommunistenbarde und Russenknecht verschrien, so gilt er jetzt erst recht als moralisch, politisch und literarisch gleichermaßen abstoßendes Monster. Und schon lassen sich auch Stimmen vernehmen, die die Entdeckung des Jakobiners in Hölderlin auf billigen Pragmatismus zurückführen und sie so schnell wie möglich wieder rückgängig zu machen trachten. Was andere Experten nicht daran hindert zu schreiben, in einem auf Parteilichkeit ausgerichteten Lande wie der DDR habe man ohnehin nichts mit einem »so unsicheren Kantonisten« wie

1 Hans Mayer: Jahrestage 1991. 1. Der Zeitgenosse Johannes R. Becher. In: *Wendezzeiten. Über Deutsche und Deutschland*. Frankfurt am Main 1993. S. 163. – In diesem Sinne unterscheiden sich konträr Horst Haase: *Johannes R. Bechers Deutschland-Dichtung*. Berlin 1964 und Michael Rohrwasser: *Der Weg nach oben*. Basel, Frankfurt am Main 1980.

Hölderlin zu tun haben wollen. Wo Unverfrorenheit nicht ausreicht, etabliert sich die blanke Ignoranz.²

So geht es bei dem Thema Johannes R. Becher und Friedrich Hölderlin durchaus nicht nur um eine Beziehung von Dichter zu Dichter, sondern auch um die Frage, wie während einer offenbar langanhaltenden bürgerlich-demokratischen Restaurationsperiode mit revolutionärem Erbe umgegangen wird oder umgegangen werden kann. »Die beiden Revolutionen sind eine«, hat Heinrich Mann in seiner Lebens- und Epochenbilanz »Ein Zeitalter wird besichtigt« über das Verhältnis von russischer und französischer Revolution geurteilt.³ Ganz im Geiste dieser Kontinuitätsthese hat sich Johannes R. Becher als Nachfolger Friedrich Hölderlins verstanden, nicht als Nachahmer selbstverständlich, wohl aber »dem geschichtlichen Sinne« nach: »Im Bemühen, seine geschichtlich-poetische Position, unserem Jahrhundert gemäß, einzunehmen. Und dem Wahnsinn entgehend, erstens durch die Gunst der Verhältnisse und zweitens in der Erkenntnis dieser Gunst und ihrer Auswirkung«, wie er es im »Tagebuch 1950« ausgedrückt hat.⁴

Er war der Überzeugung, daß mit der Geburt der Sowjetunion, der Entstehung von Volksdemokratien und nicht zuletzt der strikt antifaschistisch-demokratischen und sozialistischen Variante der Abrechnung mit dem deutschen Faschismus das Fundament für jenes Andere gelegt sei, von dem

2 Die aktuellen Trends lassen sich u. a. ablesen bei Reinhard Müller: Einleitung zu: Georg Lukács, Johannes R. Becher, Friedrich Wolf u. a.: Die Säuberung. Moskau 1936: Stenogramm einer geschlossenen Parteiversammlung. Reinbek bei Hamburg 1991. S. 7ff. – Vor der Jahrtausendwende. Uwe Grüning über Hölderlins Werkausgabe zum 150. Todestag des Dichters. In: »Neue Zeit« vom 3. Juni 1993. – Rolf Michaelis: Der vertriebene Wanderer kehrt zurück. In: »Die Zeit« vom 23. April 1993. S. 63.

Für die Kontinuität der Hölderlinedition und -forschung in der DDR stehen u. a.: Friedrich Hölderlin. Dichtungen. Eine Auswahl von Johannes R. Becher. Berlin 1952. – Friedrich Hölderlin. Werke in zwei Bänden. Hrsg. von Herbert Greiner-Mai. Berlin, Weimar 1963. – Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe in vier Bänden. Hrsg. von Günter Mieth. Berlin, Weimar 1970 (fortan SWB). – Friedrich Hölderlin 1770-1843. Beiträge zu seinem 200. Geburtstag. Berlin 1970. – Günter Mieth: Friedrich Hölderlin. Dichter der bürgerlich-demokratischen Revolution. Berlin 1978.

3 Heinrich Mann: Ein Zeitalter wird besichtigt. Berlin, Weimar 1973. S. 37.

4 Johannes R. Becher: Auf andere Art so große Hoffnung. Tagebuch 1950. Eintragungen 1951. In: Gesammelte Werke (fortan GW; Bandtitel, Ort und Jahr sind nur bei der ersten Nennung vermerkt) 12. Berlin, Weimar 1969. S. 137f. – Dazu Dieter Schiller: Schöpferische Nachfolge. Bemerkungen über Bechers Verhältnis zu Hölderlin. In: Weimarer Beiträge 17(1971)5. S. 195ff. – Eine komplexere, aber unhistorischere Sicht hat Sture Pakalén: Zum Hölderlinbild in der Bundesrepublik und der DDR. Anhand ausgewählter Beispiele der produktiven Hölderlin-Rezeption. Göteborg 1986.

sein Vorgänger nur träumen konnte. Hölderlins Hyperion hatte ausgerufen: »Es werde von Grund aus anders! Aus der Wurzel der Menschheit sprosse die neue Welt! Eine neue Gottheit walte über ihnen, eine neue Zukunft kläre vor ihnen sich auf. / In der Werkstatt, in den Häusern, in den Versammlungen, in den Tempeln, überall werd es anders!«⁵ Bei Johannes R. Becher verdichten sich diese rhetorischen Imperative zu einer Epochenchiffre, die sowohl Vollzug meldet als auch Teilnahme gebietet: das »Anderswerden« hatte eingesetzt. Trotz aller gegenteiligen Erfahrungen und Erkenntnisse hielt der Dichter bis zum Schluß daran fest, daß sich zu verwirklichen begann, was früher so vergeblich erhofft und erstrebt worden war. Er gehört zu den Vätern der Erfüllungsideologie, die die Agonie der DDR bis zuletzt so täuschend begleitet hat.

Allein, dieses unglückliche Ende setzt die Legitimität des Sozialismusversuchs nicht außer Kraft. Die Allianz zwischen Johannes R. Becher und Friedrich Hölderlin führt mitten hinein in die immer wieder enttäuschte Erwartungs- und Hoffnungswelt eines Menschen, dem das 20. Jahrhundert mehr als nur einen Grund lieferte, nach einer dauerhaften Alternative zu der ewigen Wiederholung der gleichen Kriege und der gleichen Krisen zu suchen. Der Dichter wurde 1891 geboren und lebte bis 1958. Er hatte zwei Weltkriege zu überstehen. Er mußte mit der deutschen wie mit der sowjetischen Misere fertig werden. Er erlebte das wilhelminische Kaiserreich, die labile Weimarer Republik, die faschistische Diktatur, das Stalin-Regime und schließlich die Aufteilung Deutschlands erst in vier Besatzungszonen und dann in zwei deutsche Staaten.⁶

Schon seine Entscheidung für den Dichterberuf läßt sich als Protest gegen das konfliktgeladene System verstehen, in das er hineinwuchs. Nicht Offizierschüler wollte der Münchner Gymnasiast Hans Becher werden, wie es der Vater geplant hatte, und auch nicht Arzt, wie es einige Medizinersemester in Berlin, München und Jena nahelegen, sondern einzig und allein Dichter, und noch dazu nicht irgendeiner, sondern ein großer, wie es in einem Brief an den Mentor Richard Dehmel einmal heißt. Zum unumstößlichen Vorsatz scheint sein heißer Berufswunsch jedoch erst geworden zu sein, als er in den Ostertagen des Jahres 1910 mit seiner Freundin Fanny

5 Friedrich Hölderlin: Hyperion oder der Eremit in Griechenland. In: Werke in zwei Bänden. Hrsg. von Günther (d. i. Günter) Mieth. Stuttgart, München, Wien 1970. (fortan W) Bd. 2. S. 194.

6 Zu Lebens- und Werkentwicklung siehe die Nachworte zu den GW 1-18. Berlin, Weimar 1966ff. und die (inzwischen ebenfalls ergänzungs- und korrekturbedürftige) Monographie von Horst Haase: Johannes R. Becher. Leben und Werk. Berlin 1981.

Fuß einen Selbstmordversuch unternahm, den nur er überstand. Die pubertäre Tragödie machte ihn zu einem Überlebenden voller nie ganz überwundener Schuldgefühle, der seine unfafßbare Tat in das Erklärungsmuster der christkatholischen Sünden- und Heilslehre einzuordnen versuchte und durch mitfühlende Teilnahme am Erdenlos anderer Außenseiter Absolution zu erlangen hoffte. Seine frühe Dichtung (und in mancher Hinsicht nicht nur sie) ist Beichte und Gebet in einem.⁷

Es könnte eine Anspielung auf den furchtbaren Vorgang sein, wenn Johannes R. Becher vierzig Jahre später im Moskauer Exil bekennt, die Hymne Hölderlins habe ihn einst »zu einem neuen Leben« erweckt und in der Gewißheit seiner Berufung zum Dichter bestärkt. In der als Rechenschaftslegung konzipierten Huldigung mit dem ebenso schlichten wie anspruchsvollen Titel »Nachfolge« suggeriert er eine lebenslange Vorbildwirkung an »heiliger Nüchternheit« und »lichter Strenge«. Was Hölderlin dem Main ablauschte, »ein geräuschlos Leben« und »still hingleitende Gesänge«, erschien ihm im Rückblick als ständiges Korrektiv im wütenden Gedränge des Jahrhunderts, in das er sich hineingestürzt hatte; und die Heimkehr des vielzerteilten Menschen in ein Ganzes als das gemeinsame Ideal, dem er all die Jahre treu gefolgt sei – im Gegensatz zu der »lahmen Schar der Jünger«, die nur billig nachahmte und rührselig faselte. Das in Blankverse gesetzte Gedicht schließt mit der Vision einer Wiederbegegnung am Hölderlinturm in Tübingen im Augenblick des Aufbruchs aus »unser aller / Verfluchtem Fremdsein«.⁸

Die Wahlverwandschaft begann in frühester Jugend und war von Dauer. Johannes R. Becher hat zu Friedrich Hölderlin immer wieder so innig aufgeblickt, daß daneben sogar das zweite Grunderlebnis Rimbaud und der achtungsvolle Respekt vor Goethe und Schiller verblassen. Die Ausnahmestellung der einen wird auch durch die Anrufung anderer dichterischer oder auch politischer Autoritäten nicht aufgehoben. Das Wechselspiel von Porträt und Selbstporträt gehört zu Bechers poetischem Profil und zeigte sich um so häufiger, je angestrenzter der Dichter nach weltlichen Äquivalenten für die religiösen Glaubensbekenntnisse seiner Jugend suchte und je mehr er sich später die Verteidigung der Poesie zur Lebensaufgabe machte. Doch zu wem er sich auch in Beziehung setzte, zu Kleist oder Baudelaire, Dante oder Shakespeare, Tolstoi oder Gorki, Rosa Luxemburg oder Ernst Thäl-

7 Zum Frühwerk siehe u. a. Alfred Klein: Nachwort zu J. R. Becher. GW 1: Ausgewählte Gedichte 1911-1918. Berlin, Weimar 1966. – Ferner den Sammelband »Der junge Becher«. Berlin 1984.

8 J. R. Becher: Nachfolge. In: GW 4. Gedichte 1936-1941. Berlin, Weimar 1966. S. 733ff.

mann, Lenin oder Stalin – Friedrich Hölderlin blieb ihm der unangreifbarste Fixpunkt in der Flucht der Erscheinungen. Auch seinen Dramengestalten und Prosafiguren hat er in der Regel ein Hölderlinerlebnis mit auf den Weg gegeben, und noch in dem groß ausgreifenden Altersgedicht »Das Atelier« steht: »Und wir ergingen wieder uns zu dritt / In herrlichen Gesprächen, heilig Glühen, / Rimbaud und Hölderlin – im Flügelschritt / Aufschwebend in die künft'gen Morgenfrühen ...«⁹

In seiner 1912 von der Zeitschrift »Die neue Kunst« gedruckten, aber nie gehaltenen programmatischen »Rede über Richard Dehmel« werden Hölderlin und Rimbaud allerdings noch keineswegs so hervorgehoben. Sie erscheinen in einer Reihe mit Novalis, Mozart, Mörike, Ferdinand Hodler und Gerhart Hauptmann. Der angehende Dichter sieht sie allesamt als »ekstatisch entrückte Gestalten«, an denen er ein »Ewig-Jugendliches«, »verhaltene Kraft«, »tiefe Gelassenheit« und die »lässig souveräne Geste des Verschenkenkönnens« rühmt. Als ob er nicht nur nach bürgerlichem Recht, sondern auch nach den Gesetzen der Kunst mündig geworden wäre, stellte er den Dichtern seiner Zeit die Aufgabe, nach dem Vorbild jener Unbedingten und Frühreifen wieder an die unendlichen Entwicklungsmöglichkeiten Anschluß zu gewinnen, »wie sie ehemals Goethe und die Romantiker besaßen ...«.¹⁰

Bis heute deckt die Einordnung in den Expressionismus zu, daß auch dieser Debütant nicht etwa traditionsfeindlich begann, sondern seine poetische Mission gerade umgekehrt darin erblickte, eine den großen Kunstwerken der Vergangenheit ähnliche und ebenbürtige Leistung zu vollbringen. Nicht viel anders als der ältere Stefan George und der junge Georg von Lukács sah er die deutsche Literaturentwicklung seit der Klassik im Abstieg begriffen und insbesondere von naturalistischer Plattheit, aber auch von klassizistischem Epigonentum verdorben. Es fehlte nicht viel, und er hätte an der deutschen Literatur der Gegenwart schon damals das Fehlen der »heiligen Nüchternheit« Hölderlins beklagt. Jedenfalls aber schien sie ihm weit entfernt von der allgemein-menschlichen Bedeutung und der makellosen Schönheit etwa der »göttlichen Komödie« Dantes und des Goetheschen »Faust«.

Auf diese klassische Höhe wollte der junge Becher wieder hinauf, »schmerzlich zerrissen zwischen dem Ende der alten und dem Anbeginn einer neuen Zeit! – bang, der Zukunft noch ungewiß«, wie er sein zwiespäl-

9 Ders.: Das Atelier. In: GW 6: Gedichte 1949-1958. Berlin, Weimar 1973. S. 339.

10 Ders.: Rede über Richard Dehmel. In: GW 15: Publizistik I. 1912-1938. Berlin, Weimar 1977. S. 14.

tiges Lebensgefühl und die gesellschaftliche Schwellensituation vor dem Ausbruch der ersten Weltkriegen definierte.¹¹ Er rief nach einem großen Dichter, »der diese neue, unsere Zeit restlos in sich beschließt. Der Dehmels Chaos zur Welt gebiert. Der sich aus aller Verfall seinen Triumph erbaut«. ¹² Daß er damit niemanden anderen als sich selbst meinte, ist schon deshalb unüberhörbar, weil er nur zwei Jahre danach, 1914, seinem ersten großen Gedicht- und Prosaband den Titel »Verfall und Triumph« gab. Auch später noch hat er so naiv wie ungehemmt von seinen omnipotenten Plänen und Kräften gesprochen. Er vergaß nie, daß er ein großer Dichter werden wollte, ja der überragende seiner Zeit, ließ aber auch nie davon ab, sich an seinem Anspruch auf Epochenotalität und dichterisches Höchstniveau zu messen. Seine Absage an den Naturalismus galt in erster Linie dem literarisch Banalen und bedeutete keineswegs Ignoranz gegenüber dem Großstadtmilieu, der Technik, dem sozialen und politischen Konfliktstoff. An Paul Verlaine, Charles Baudelaire und Arthur Rimbaud bewunderte er gerade, daß sie sich den Leiden und Lasten der modernen bürgerlichen Gesellschaft gestellt hatten, ohne der bloß naturalistischen Abbildung des Alltags und seiner Sprache Konzessionen zu machen. Die Rezeption der Franzosen sollte ihm den ruhmvollen Weg zu einer neuen deutschen Klassizität öffnen.

So mag der Dichter Friedrich Hölderlin dem Dichter Johannes R. Becher schon am Beginn seiner Laufbahn ein ständiger stimulierender Begleiter gewesen sein, aus dem Ensemble der Vorbilder trat er erst im Kriege deutlich hervor, und zwar parallel zu dem wachsenden Kreis ferner und naher Gestalten des geistigen Lebens, die der junge Expressionist in seiner Internationale der Friedensstifter aufnahm. Johannes R. Becher war nach anfänglicher Begeisterung rasch zum Kriegsgegner geworden. Der Menschheitswahnsinn steigerte sein ohnehin überdimensionales Sendungsbewußtsein zum Sendungswahn und seine Erlösungssehnsucht zur allumfassenden eschatologischen Energie. Morphiumsucht zwang ihn zu langwierigen und kostspieligen Sanatoriumsaufenthalten. In dieser permanenten Lebens- und Dichtungskrise scheint ihm Hölderlin nicht nur Vorbild geblieben, sondern auch zum Schutzpatron geworden zu sein. Er beruft sich noch nicht so oft auf ihn wie nachher im Pariser und Moskauer Exil, doch jedenfalls weitaus mehr als vor der Katastrophe, die seine Jugendträume zerstörte und ihn zu unerhörten dichterischen Eskapaden provozierte.

11 Ebenda. S. 8.

12 Ebenda. S. 16. – Siehe dazu Hans Richter: Der Dichter in der Dichtung Johannes R. Bechers. In: Werke und Wege. Kritiken, Aufsätze, Reden. Halle, Leipzig 1984. S. 91ff.

Auf die vielmißbrauchte Opferidee des Gedichts »Der Tod fürs Vaterland« hat er sich freilich gar nicht erst eingelassen. Wichtig wurden ihm die nicht minder berühmten Verse aus dem Gedicht »An die Deutschen«, die da lauten: »Oder kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölke kömmt, / Aus Gedanken die Tat? Leben die Bücher bald?«¹³ Das für einen Werbeprospekt seiner Bücher verwendete Zitat sollte die Auffassung stützen, alles Schreiben im Kriege müsse der sofortigen Umkehr zum Frieden dienen und allem Geschriebenen dürfe nur dann noch Aktualität zugebilligt werden, wenn es der gemeinsamen Friedensschlacht diene. In einem Brief an die Leipziger Verlegersgattin Katharina Kippenberg heißt es: »... aber wehe uns: wenn es nur beim Wort bliebe. Ich lese bei Hölderlin ungefähr: ›wann, wann kommt endlich aus Gedanken die Tat? Leben die Bücher bald!‹ Es gibt genug Bücher, genug Gedanken – : das andere, nur das bleibt unsere Pflicht.« Von den Werken, die er damals gelesen oder wiedergelesen hat, nennt er Immanuel Kants »Vom ewigen Frieden«, Lloyd Georges »Bessere Zeiten«, Woodrow Wilsons »Die neue Freiheit« und Hölderlins Hyperion-Roman. »Ein jedes dieser Bücher gab mir sozusagen einen elementaren Ruck, riß mich aus irgendeiner Versumpfung, die in jedem Augenblick bei uns eintritt, auf: erhält mich elastisch und, wie ich es nenne, attackenfähig.«¹⁴

Es steht zu vermuten, daß der Einfluß des idealisch schwärmenden Hyperion und das Beispiel des aktivistischen Tatmenschen Alabanda mehr als nur periphere Wirkungen hatten. Indessen, weniger spekulativ dürfte eine Betrachtung jener Gedichte sein, die ein Hölderlin-Motto haben. Eines davon heißt »Seit dem Krieg« und zitiert eingangs zwei Strophen aus der Hymne »Der Frieden«, die den ewigen Zank um Herrschaft auf Kosten unschuldig Betroffener beklagen.¹⁵ Auf diesem Hintergrund bekennt der Dichter, daß er seit dem Kriege schwer krank ist und in »Ohnmachterschöpfung, / Nachtvergessenheit« dahinsiecht: »Eng wuchs das Lied ...«, ergibt der Vergleich mit der jugendlichen Aufbruchstimmung der Vorkriegszeit.¹⁶ – In auffälligem Kontrast dazu steht die »Ode im Frühling 1916«, die die Leuchttürme des Friedens im »Tumulte / Unseliger Schlacht« und den Mai als »Fest restloser Verbrüderung« feiert.¹⁷ Ihr ist der Vierzeiler »Der Ruhm« vorangestellt: »Es knüpft an Gott der Wohllaut, der geleitet /

13 Friedrich Hölderlin: An die Deutschen. In: W 2. S. 224.

14 Johannes R. Becher an Katharina Kippenberg. In: Becher und die Insel. Briefe und Dichtungen 1916-1954. Hrsg. von Rolf Harder und Ilse Siebert. Leipzig 1981. S. 25ff.

15 Friedrich Hölderlin: Der Frieden. In: W 1. S. 251f.

16 Johannes R. Becher: Seit dem Krieg. In: GW 1. S. 235.

17 Johannes R. Becher: Ode im Frühling 1916. Ebenda. S. 254f.

Ein sehr berühmtes Ohr, denn wunderbar / Ist ein berühmtes Leben groß und klar; / Es geht der Mensch zu Fuße oder reitet.«¹⁸ – was Becher als stolze Auskunft über ein Dichterleben gelesen haben könnte, dem es wie ihm auferlegt und zugleich vergönnt war, dem schwerfälligen Fußvolk weit vorauszuweichen. Und vielleicht zeigt das Zitat auch, daß die Erinnerung an die klassische Formstrenge des Vorbilds sogar in der Periode der rücksichtslosesten Sprachsubversion nicht gänzlich erlosch.

Ein drittes Gedicht schließlich nimmt Bezug auf den innigen Imperativ »Sei du, Gesang, mein freundlich Asyl!« aus der elegischen Lebensbilanz »Mein Eigentum«.¹⁹ Damit identifizierte sich Becher in seiner Hymne »Wald«, die abermals auf die Risiken und Vorzüge dichterischer Vereinsamung im Dunkel der Kriegsjahre verweist.²⁰ Unter dem Einfluß der Novemberrevolution erfährt die Asylformel jedoch eine charakteristische Abwandlung. In dem Fragment »An Spartakus« lautet sie: »Sei du Gesang Anwalt der Unterdrückten«, womit eine veränderte dichterische Funktionsbestimmung benannt ist, und in neuerlicher Umformung heißt es: »Sei du Gesang euch wahre Himmelspeise«, womit der neue Adressat, das »Armen-Volk«, direkt angesprochen wird. »Einschläfernd nie, doch weckend wie Salut«, soll der Gesang fortan wirken. »Vorwärts! Auf! Und ohne Aufschub in die großen Tage: / Vorbei das Elend. Schluß mit Sklaverei. / Die düstere Hoheit in den Pfuhl gesenkt, / Und ohne Wiederkehr.«²¹ Der Ausbruch aus dem Asyl der Dichtung in die aufgewühlte Öffentlichkeit markiert den Übergang von verzweifelter Taterwartung zu hochgestimmter Revolutionssolidarität.

Doch wie der Krieg die Hoffnung auf triumphale Erlösung zerschlug, so der Nachkrieg die Hoffnung auf eine Wende der Menschheit zu restloser Verbrüderung. Johannes R. Becher fühlte sich erneut auf sich allein zurückgeworfen. Er löste sich nicht nur wieder von der Kommunistischen Partei, der er 1919 in Jena beigetreten war, sondern sagte sich überhaupt von der Politik und den aktivistischen Postulaten seiner Kriegs- und Revolutionspoetik los. Er begab sich auf die Suche nach Gott, von der er sich eine metaphysische Erklärung für alles Geschehene und alles noch zu Erwartende versprach. Ihm schien das neue Jahrhundert gewaltsam wie noch keines und die uralte Sehnsucht nach Einklang und Vollkommenheit so heftig und

18 Friedrich Hölderlin: Der Ruhm. Zitiert nach: SWB 1. S. 541.

19 Friedrich Hölderlin: Mein Eigentum. In: W 1. S. 245f.

20 Johannes R. Becher: Der Wald. In: GW 1. S. 466ff.

21 Johannes R. Becher: An Spartakus. In: GW 2: Ausgewählte Gedichte 1919-1925. Berlin, Weimar 1966. S. 27f.

vergeblich wie noch nie. Der Triumph von Mord und Totschlag über die Massenaktionen für mehr soziale Gerechtigkeit in einem anderen Staat machte ihn zum »Deutschen-Hasser«, der sich zugleich unerhört nach dem »Idealbild des Deutschen« sehnte.²² Abermals strebte er eine »intensive erfüllte Klassik« an.²³

Das Gipfelwerk dieser Phase ist der Gedicht- und Prosaband »Um Gott«. »Und die Hymne, den Lobgesang, erschuf ich mir als die tiefste Form meiner Verzweiflung«, heißt es darin: das Preislied wurde zur feierlichen Verklärung von Weltflucht und Todessehnsucht umfunktioniert.²⁴ Ein fernes Echo auf die elegischen Töne in den Dichtungen Hölderlins ist vernehmbar. In dem Prosastück »Klänge im Vorlaut« wird es an versteckter Stelle sogar wörtlich auf seine Quelle zurückgeführt: »Heute aber wandle ich unten am Nachtfluß mit einem meiner antiken Dichter. Sanfte Spiralen. Zitronen-Ranken und Säulen. Verzückte Schwenkungen. Ich spräche zu ihm in meinem seraphischen Deutsch ... Alle Scheidenden sprechen wie Trunkene, so flüsterte mir als Antwort der Andere, und nehmen gerne sich festlich.«²⁵ Das Ambiente und der letzte Satz spielen zweifelsfrei auf die Abschiedsstimmung Alabandas im Hyperion-Roman an.

Urach (in der Nähe Tübingens und Nürtingens) heißt der Ort, wo Johannes R. Becher diese neuerliche Lebenskrise am Rande des Selbstmords ausfocht und überstand. »Dort lebte ich zusammen mit dem Hölderlinschen Gedicht, diesem meinem großen, stets unerreichbaren Vorbild«, gab er im Exil zu Protokoll, ohne noch einmal darauf zurückzukommen, daß er seit der Mitte der zwanziger Jahre gar nichts mehr von edlen, geschliffenen, vollendeten Kunstwerken hatte wissen wollen.²⁶ In die Kommunistische Partei Deutschlands zurückgekehrt, hielt er es damals für selbstverständlich, daß in einer »Kampfzeit« kein Platz sei für Hölderlin oder Mörike – »geniale Künstler, wer wollte das bestreiten. Aber der, der schießt, muß, wenn er visieren will, das eine Auge zudrücken«, behauptete er apodiktisch, was ihm Franz Mehring und Clara Zetkin als Klassik-Verehrer und erst recht Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht als Hölderlin-Leser sicherlich verübeln hätten.²⁷ Wieder einmal von einem Extrem ins andere

22 Johannes R. Becher an Katharina Kippenberg. In: Becher und die Insel. Briefe und Dichtungen 1916-1954. Hrsg. von Rolf Harder und Ilse Siebert. Leipzig 1981. S. 179.

23 Ebenda. S. 176.

24 Johannes R. Becher: Klänge im Vor-Laut. In: Becher und die Insel. Briefe und Dichtungen 1916-1954. Hrsg. von Rolf Harder und Ilse Siebert. Leipzig 1981. S. 235.

25 Ebenda. S. 234.

26 Ders.: Das glückliche Dorf. In: GW 15. S. 535.

27 Ders.: Der Dichter und die Zeit. Offener Brief an Hans Brandenburg. In: GW 15. S. 98.

gefallen, predigte er Askese, während er am Neckar insgeheim vielleicht weiter Hölderlin las. Immerhin aber gestand er den kommenden freien Geschlechtern zu, »aus der Erbmasse der Vergangenheit das für sie Brauchbare auszuwählen. Auch Mörike. Auch Hölderlin.«²⁸ Aufgeschoben war nicht aufgehoben.

Erst als Hitler in die Reichskanzlei eingezogen war und der braune Terror auch vor Schriftstellerverfolgungen und Bücherverbrennungen nicht zurückschreckte, besann sich Johannes R. Becher wieder auf seine verhältnismäßig lange unterdrückten Ideale und Vorbilder. Zunächst jedoch lebte das alte Sektierertum noch einmal auf. Wie viele andere seiner Genossen auch, war der Dichter vom Triumph- und Schreckenszug der deutschen Faschisten so deprimiert, daß er nach seiner Flucht bei einem Zwischenaufenthalt in Moskau von seiner Partei das Eingeständnis erwartete, durch erhebliche politische Fehlentscheidungen zur katastrophalen Niederlage der Arbeiterbewegung beigetragen zu haben. Wie früher schon und auch später immer wieder, trat das Gegenteil ein. Seine Depressionen wurden als ungehöriger Defaitismus eingestuft und noch bemängelt, als er sie längst überwunden hatte. Man verübelte ihm, daß er schon vor den einschlägigen Beschlüssen Selbstkritik verlangt und geübt hatte.²⁹

Die Kopfwäsche zeitigte das gewünschte Resultat. In seiner antifaschistischen Versichtung »Deutschland. Ein Lied vom Köpferollen und von den »nützlichen Gliedern«« berief sich Johannes R. Becher nicht nur vehementer denn je auf die angeblich unbesiegbare Kraft der proletarischen Millionenarmeen in Europa, sondern holte auch zu einem haßgeladenen Rundumschlag gegen die »sozialdemokratischen Verräter« und alle wirklichen oder vermeintlichen Kollaboranten unter den deutschen Schriftstellern aus. Es wirkt wie eine Kompensation für den selbsterzeugten Mangel an literarischen Mitstreitern, daß er plötzlich Heinrich Heine um Beistand anruft (und in seiner Manier zu dichten versucht) und neben Arthur Rimbaud, den »Dichter der Commune«, auch Friedrich Hölderlin wieder ins Blickfeld rückt. Erst jetzt entdeckt er, daß er es da mit einem Freund der französischen Plebejer und ihrer revolutionären Methoden zu tun hat, und erst jetzt beginnt er, ihn der George-Schule streitig zu machen und gegen reaktionäre Verfälschungen zu verteidigen.³⁰

²⁸ Ebenda. S. 99.

²⁹ Siehe dazu Georg Lukács, J. R. Becher, Friedrich Wolf u. a.: Die Säuberung. S. 127ff.

³⁰ Siehe Johannes R. Becher: Traum von Rätedeutschland. In: GW 3: Gedichte 1926- 1935. Berlin, Weimar 1966. S. 672ff., speziell den Abschnitt IV, S. 676ff. und ders.: Deutschland. Ein Lied vom Köpferollen und den »nützlichen Gliedern«. In: GW 7: Epische Dichtungen. Berlin, Weimar 1968. S. 127ff., speziell XVIII, S. 224ff., XXI, S. 251ff.

Einen Vorgeschmack auf die Rekrutierung des nationalen Literaturerbes für die totale geistige Mobilmachung im Dienst des faschistischen Revanchismus hatte der Bonner Germanistik-Professor Hans Naumann schon in der Bücherverbrennungsnacht gegeben, als er den Studenten empfahl, lieber ein Buch zu viel als eines zu wenig in die Flammen zu werfen. Klopstock und Hölderlin und Schiller und Kleist sollten künftig als Erfinder eines germanisch-deutschen Heroenkults gelten und zudem als Vorläufer der Führer- und Kameradschaftsgestaltung in der deutschen Weltkriegsliteratur angesehen werden.³¹ Johannes R. Becher war entsetzt, daß es die faschistischen Ideologen wagten, Friedrich Hölderlin, »den großen, ein Jahrhundertlang fast totgeschwiegenen Sänger der nationalrevolutionären Befreiung, den tiefzornigen Kritiker der deutschen Misere und den Verkünder einer größeren und reineren gesellschaftlichen Welt der Zukunft« in einen Propheten des ersten Weltkriegs und einen Apologeten der Kanonenkönige umzulügen, wie er 1934 vor dem 1. Unionskongreß der Sowjetschriftsteller ausführte.³²

Nach seiner Ende 1935 erfolgten Übersiedlung von Paris, der Metropole der französischen Revolution, nach Moskau, der Metropole der russischen, reduzierte der Dichter sein neues Hölderlin-Verständnis freilich sehr rasch und sehr auffällig auf die reale heimatische Substanz und die ideale utopische Dimension der Stromgedichte. Von Misere-Kritik ist kaum noch die Rede, vom Plebejisch-Revolutionären gar nicht mehr. An ihre Stelle rückt, was Heimatliches heraufbeschwört: Nürtingen, Tübingen, der Neckar. Und was die Zukunft feierlich vorwegnimmt: das Frühlingsmotiv, das Motiv des Fests. Ob als dichterisches Thema wie in dem Sonett »Hölderlin« und dem Poem »Das Holzhaus« oder als poetologisches Problem wie in dem Aufsatz »Wachstum und Reife« – die Dialektik von Freiheitsvision und schöner Heimat steht im Zentrum.³³

Die Verlagerung des Interesses auf die Intentionen und Strukturen der Stromgedichte läßt eine tiefere Beschäftigung mit Hölderlin erkennen und ist dennoch keineswegs unproblematisch. In ihrem Zeichen trennt sich Johannes R. Becher nicht nur vom politisch Vordergründigen seines Den-

31 Der Redetext Hans Naumanns findet sich in: »Das war ein Vorspiel nur ...«. Bücherverbrennung 1933: Voraussetzungen und Folgen. Berlin, Wien 1973. S. 202ff.

32 Johannes R. Becher: Das große Bündnis. In: GW 15. S. 428.

33 Ders.: Hölderlin. In: GW 4. S. 444. – Ders.: Heilige Nüchternheit. In: GW 5. Gedichte 1942-1948. Berlin, Weimar 1967. S. 73. – Wachstum und Reife. In: GW 15. S. 497ff. – Zum Problem: Roland G. Berbig: »Denken werde ich an Hölderlin ...«. Ein Beitrag zur Hölderlin-Beziehung Bechers. In: Das poetische Prinzip Johannes R. Bechers. Berlin 1981. S. 86ff.

kens und Dichtens, sondern auch von Stoffen, Verfahren und Metaphern, die er in seiner expressionistischen und dann noch konkreter in seiner proletarisch-revolutionären Phase entwickelt hatte, um das Subjekt seiner Dichtungen näher in die Realitäten der modernen Kriegs-, Großstadt- und Industrielwelten zu stellen. Dazu trug auch der Umstand bei, daß er sich in einem Exilland befand, das im Vergleich zu den entwickelten Industriestaaten noch immer erhebliche zivilisatorische Rückstände aufwies. Was seine Verse dadurch an Urbanität einbüßten, vermochte auch der Zuwachs an Allgemeinmenschlichem, Heimatlich-Landschaftlichem und Ererbtem nicht völlig auszugleichen. Selbst zur Zeit des neuen Weltkrieges und auch nicht mehr in der zweiten Nachkriegszeit hat der Dichter den zuweilen eklatanten Widerspruch zwischen thematisch-stofflicher Aktualität und lyrisch-sprachlicher Ungleichzeitigkeit völlig ausgleichen können. Der Vorwurf des Klassizismus trifft zu, auch wenn er über die Authentizität der Überzeugung und die Qualität der Kunstübung zu wenig aussagt.

Theoretischer Ausdruck des neuerlichen Strebens nach klassischer Schönheit und Vollkommenheit ist das Prinzip der »heiligen Nüchternheit«, das Johannes R. Becher ebenfalls aus Denk- und Dichtungselementen seines Vorbilds ableitete.³⁴ Es sollte ihn künftig vor allzu raschen Reaktionen auf jähe politische Wendungen und kurzlebige Parolen bewahren. Das Prinzip der »heiligen Nüchternheit« zielt auf die Einheit von würdigem Gegenstand, regelgerechtem Vers- und Strophenbau und gehobenem Wortschatz ab. Die Komponente »Nüchternheit« hatte zu gewährleisten, daß das Gedicht realitätsnah geriet und nicht ins pseudopathetische Wolkenreich der Phrasen entschwebte. Die Komponente »heilig« dagegen hatte Ergriffenheit und Begeisterung zu legitimieren und vor der Überladung des Gedichts mit Alltäglichem, Gewöhnlichem, Faktischem zu bewahren. Ähnlich hatte der Dichter schon in seiner »Rede über Richard Dehmel« gegenüber den Gefahren des Naturalismus und der epigonischen Klassiknachfolge argumentiert.

Seit die Zumutungen offen liegen, denen der Sozialismusglaube der deutschen Antifaschisten in der Sowjetunion ausgesetzt war, erscheint das Prinzip der »heiligen Nüchternheit« freilich nicht mehr nur als allgemeine

³⁴ Johannes R. Becher beruft sich auf das Prinzip »heilige Nüchternheit« zuerst in »Aus der Welt des Gedichts«. In: GW 15. S. 474. Dann u. a. in »Nachfolge«. In: GW 4. S. 733; »Heilige Nüchternheit«. In: GW 5. S. 73. – Friedrich Hölderlin verwendet »heilig-nüchtern« u. a. in: Hälfte des Lebens. W 1. S. 345. – Zu den begrifflichen Quellen siehe den Abschnitt »Erneute Ermüchterung und deren ästhetische Konsequenz« in: Günter Mieth: Friedrich Hölderlin. Dichter der bürgerlich-demokratischen Revolution. Berlin 1978. S. [133]ff. (unpaginiert).

Verhaltensnorm gegenüber der Realität und als Stilideal lyrischer Weltaneignung, sondern auch als Schutzschild vor der kruden Realität der Schauprozesse, ja sogar als vorsätzliche Trennung zwischen Aufbauelan und Aufbauerefolge auf der einen, tristem Alltag auf der anderen Seite. Nichts wurde aus der noch 1936 entschieden vorgetragenen Absicht, die sowjetische Entwicklung aus der Sicht eines engagierten Sozialisten kritisch zu begleiten und idyllische Verklärungen zu verweigern.³⁵ Selbstverständlich sind und bleiben Johannes R. Bechers Deutschland-Bilder zuerst und vor allem Gegenentwürfe zum katastrophalsten Abschnitt der deutschen Misere; aufmunternde Rückblenden auf bessere Tage und vielversprechende Vorgriffe auf die Heimkehr in ein befreites Land. Zugleich aber bedeuten sie gewiß, daß Heimatliches beschworen wurde, um das zutiefst Bedrohliche an der Fremde aushalten zu können.

Denn nicht allein, daß den sowjetischen Säuberungsaktionen auch Hunderte deutscher Emigranten zum Opfer fielen. Unter dem Druck der Prozesse gegen angebliche Trotzlisten und Helfershelfer Hitlers gingen die Mitglieder der Kommunistischen Partei Deutschlands in Moskau dazu noch unbarmherzig mit sich selbst ins Gericht. Das »Parteigesicht« war zu zeigen, so hieß das damals, und wehe, es war nicht makellos rein und vollkommen. Dem Genossen Becher wurde unter anderem mangelnder Respekt vor dem Angriff auf die Sowjetfeinde, ein zu früher Kontakt mit seiner als linksradikalistisch eingestuften Frau Lilly und die Freundschaft mit Karl Schmückle vorgeworfen, der sein Stellvertreter in der Zeitschrift »Internationale Literatur / Deutsche Blätter« war und plötzlich ins Räderwerk falscher Anschuldigungen geriet. Becher übte Selbstkritik, indem er seine Schwächen bis in die Zeit vor dem ersten Weltkrieg zurückverfolgte, seine Depressionen von 1933 beklagte und seine Menschenkenntnis in Frage stellte, nicht aber andere ins Verderben zu ziehen suchte. In diesem Licht stellen sich seine Hymnen auf die Sowjetunion und ihren Führer eher als Überredungs- denn als Überzeugungsakte dar.³⁶ Es gehört freilich viel moralische Bigotterie und noch mehr eingebildete Selbstgewißheit dazu, darüber höhnisch den Stab zu brechen. Über beides scheinen die Ankläger und Richter von heute allerdings im Überfluß zu verfügen.

35 Siehe dazu Johannes R. Becher: *Aus der Welt des Gedichts*. GW 15. S. 447ff., speziell die Distanzierung vom Idyllischen und Behäbigen (S. 489) und die Hoffnung auf schöpferische Unruhe (S. 482f.).

36 Vgl. dazu die Ausführungen Johannes R. Bechers in: *Die Säuberung*. Anmerkung 2. S. 127ff. und Matias Mich: *Der Mensch, der nicht geschunden wird, wird nicht erzogen*. In: *Weimarer Beiträge* 37 (1991) 5. S. 764ff.

Dem Prinzip der »heiligen Nüchternheit« zu folgen, mußte sich Johannes R. Becher noch einmal nachdrücklich gebieten, als sich die Hoffnungen auf eine baldige Rückkehr nach Deutschland immer mehr verflüchtigten und der trügerische Hitler-Stalin-Pakt von 1939 den deutschen Emigranten sogar die Möglichkeit nahm, ihren Antifaschismus weiter offen zu bekennen. In diesem Augenblick eines ungeheuren Identitätsverlusts steigerte er sich in einen forcierten Patriotismus hinein, der mit Hölderlins »vaterländischer Umkehr« nicht so sehr viel gemein hat, dennoch aber aus ihrer Hinterlassenschaft schöpft. Hatte er seine Deutschlanddichtung bisher vor allem als höheren Typ von Heimatdichtung verstanden und dafür in den Strom-Gedichten vollendete Muster gesehen, so begann er sich nun als vaterländischer Dichter zu begreifen, der, komme, was da wolle, sich des Schicksals des ganzen deutschen Volkes anzunehmen hatte. Von nun an griff er immer wieder auf das Gedicht »Der Tod fürs Vaterland« zurück, genauer gesagt auf die aus dem Zusammenhang genommenen Zeilen: »Denn die Gerechten schlagen, wie Zauberer, / Und ihre Vaterlandsgesänge / Lähmen die Kniee den Ehrelosen!« Sie dienten ihm schon bei dem 1940 veröffentlichten Gedichtband »Wiedergeburt« als Motto.³⁷ Gleichsam im Gegenzug dazu aktualisierte er die Warnung: »Nämlich sie wollten stiften / Ein Reich der Kunst. Dabei ward aber / Das Vaterländische von ihnen / Versäumt und erbärmlich ging / Das Griechenland, das schönste, zugrunde.«³⁸ Wie einst Friedrich Hölderlin Vaterlandsverpflichtungen anmahnte und die allein auf ästhetische Erziehung gestellten Rückzugsprogramme seiner klassischen Zeitgenossen verwarf, so wollte der Nachfolger erst recht auf eine Synthese von hoher Kunst und hohem Vaterlandsdienst hinaus.

Im gleichen Zusammenhang entdeckte er für sich die Verse: »Einst hab ich die Muse gefragt, und sie / Antwortete mir: / Am Ende wirst du es finden. / Vom Höchsten will ich schweigen. / Verbotene Frucht, wie der Lorbeer, aber ist / Am meisten das Vaterland. Die aber kost' / Ein jeder zuletzt.«³⁹ Auch Johannes R. Becher glaubte nun zu wissen, daß allein un-

37 Siehe dazu die Anmerkung zu dem Gedichtband »Wiedergeburt«. In: Johannes R. Becher. GW 4. S. 904. – In der Überarbeitung von »Schlacht vor Moskau« erscheinen die Zeilen als zweites Motto. Siehe Johannes R. Becher: Winterschlacht (Schlacht vor Moskau). In: GW 8. Dramatische Dichtungen. Berlin, Weimar 1971. S. 595ff., als Notiz der Hauptgestalt ebenda, S. 702. – Bei Friedrich Hölderlin: Der Tod fürs Vaterland. In: W 1. S. 235 (2. Fassung).

38 F. Hölderlin: Meinst du, es solle gehen ... In: SWB 1. S. 517. – Bei Becher Motto für »Jalta«. Siehe dazu die Anmerkung in: GW 4. S. 905. Siehe außerdem die Zitate in: GW 16: Publizistik II. 1939-1945. Berlin, Weimar 1978. S. 33, 140, 471 etc.

39 Friedrich Hölderlin: Einst hab ich die Muse gefragt. In: SWB 1. S. 512f.

ingeschränktes Einssein mit dem Vaterlandsschicksal seinen künftigen Ruhm verbürge: »Aus meinem Leben scheid, was an Fremdem / Noch in mir wuchert, denn um fortzuleben / Bedarf ich deiner. Deinem Lichte dien ich, / Und was mich überlebt, ist deine Dauer.« So lautet die Schlußstrophe einer schlicht »Ode« genannten Rechenschaftslegung des Dichter-Ichs über sein bisheriges zwiespältiges Verhältnis zum zwiegespaltnen Wesen seines Volkes und Landes. Einen »allgewaltigen Krieg« als das Schlimmste vom Schlimmen befürchtend, lehnt es dieses Gedicht nachdrücklich ab, die Rückkehr aus der Verbannung durch Tote auf dem Schlachtfeld erzwingen und, »das Land zerstückelnd, / Das Volk vernichtend«, »gemeinsam mit den hercingedrungen Fremden« herrschen zu wollen.⁴⁰ Vor den Plänen Lord Vansittarts zur Bestrafung des deutschen Volkes durch Entindustrialisierung und Teilung schreckte Johannes R. Becher entgeistert zurück. Sie ließen ihn wahrscheinlich sogar den Zwang zur Neutralität gegenüber Hitlerdeutschland ertragen und in der Selbstbefreiung der Deutschen von dem Übel, das sie trugen, die einzig akzeptable Perspektive sehen.

Von dieser nun freilich mehr als vagen Aussicht ließ er auch nicht ab, als die Wehrmacht in die Sowjetunion einfiel. Danach nicht mehr zu beredtem Schweigen verpflichtet oder zu dunklen Anspielungen gezwungen, huldigte er einem noch extremeren Vaterlandskult. Er basiert auf der mystifizierenden Fiktion, es existiere so etwas wie ein ewig gutes Deutschland, das zu seinem Unglück nur immer wieder einer miserablen Politclique folge – eine Meinung, die Thomas Mann sehr gefallen haben dürfte, der ja auch der Ansicht war, das schlechte Deutschland sei weiter nichts als das irregeleitete gute. Die extrem schematische Trennung von Führern und Verführten geht letztlich auch in die extrem enthusiastischen Dankadressen an die Sowjetunion und die Rote Armee ein, die Johannes R. Becher damals in regelmäßigen Abständen zu verfassen begann. Ob in seinem Drama »Schlacht vor Moskau / Winterschlacht« oder in seinen Gedichten oder in seinen Aufsätzen, die sowjetische Seite erscheint als Inkarnation des ganz Anderen, dem sich die Deutschen nicht einfach ergeben, sondern im Interesse ihres eigenen Anderswerdens anschließen sollen. Der »Deutschland-Streiter« und »Deutschland-Künder« wollte bei ihnen ein anderes Vaterlandsbewußtsein wecken, nicht aber keines an die Stelle des nationalstisch-faschistisch verseuchten setzen.⁴¹ In seinen auf Abkehr und Umkehr

40 Johannes R. Becher: Ode. In: GW 4. S. 699.

41 Siehe die Verbände »Deutschland ruft«, »Dank an Stalingrad«, »Die hohe Warte«. In: GW 5. Die Zitate stammen aus dem Gedicht »Schlamm«. Ebenda. S. 202.

abzielenden Argumenten zur Rettung des Vaterlands bediente er sich jetzt und später immer wieder auch der Frage Hyperions, ob es denn nicht noch eine andere Fahne gäbe, ein Thermopylä, »wo ich mit Ehren sie verbluten könnte, all die einsame Liebe, die mir nimmer brauchbar ist.«⁴²

Die ewigen Anrufungen des deutschen Reiches, der deutschen Nation, der deutschen Ehre mußten jedoch trotz ihrer Verkopplung mit nationaler Selbstkritik und antifaschistischer Frontstellung um so leerer und penetranter klingen, je mehr die Dauer des Krieges die Hoffnung auf eine allgemeine »vaterländische Umkehr« zunichte machte. Der Versuch zur Umfunktionierung der Vaterlandsideologie und -terminologie wurde immer problematischer. Bertolt Brecht beispielsweise bestätigte dem Becher-Aufsatz »Deutsche Lehre« in einer Tagebucheintragung vom November 1943 rundweg stinkenden Nationalismus. Zwar akzeptierte auch er, daß eine nationale Friedens- und Freiheitsfront gegen Hitler die Forderung des Tages war, doch hielt er die dauernde Gegenüberstellung von falschem und richtigem Nationalbewußtsein für einen gigantischen Spießrüberbau, der noch unerträglicher sei als der Nationalismus bei Schiller, Goethe und Hölderlin. Ihn düpierte vor allem die These, es bilde sich, damit »Deutschlands Wille geschehe«, eine Gemeinschaft, über der als »Allerhöchstes« der »Genius eines ewigen Deutschlands« walte. Für dieses neue Vaterunser hatte Brecht nur noch den verächtlichen Kommentar übrig: »Nachbar, euren Speikübel.«⁴³

Johannes R. Becher hatte schon den 100. Geburtstag Friedrich Hölderlins dazu benutzt, sich und seinen Kronzeugen gegen mögliche Vorwürfe dieser Art zu verteidigen. In seinem knappen Jubiläumsaufsatz nimmt der Exkurs über das Vaterländische und die vaterländische Dichtung verhältnismäßig viel Raum ein. Bei dem Begriff des Vaterländischen handle es sich nicht um etwas vom Volk und von der Menschheit Getrenntes, und bei der vaterländischen Dichtung gehe es vor allem um die Einbindung des Poli-

42 Friedrich Hölderlin: *Hyperion oder der Eremit in Griechenland*. In: W 2. S. 261. Georg Lukács hatte diese Passage schon seinem Aufsatz »Hölderlins Hyperion« als Motto vorangestellt (*Internationale Literatur* (1935)6. S. 96ff.), der zum Unterschied von Becher eine Nachfolge Hölderlins in der Gegenwart ausschließt. Becher nimmt das Thermopylä-Motiv aus dem »Hyperion«-Roman u. a. auf in: *Kameraden*. In: GW 9: *Kleine Prosa*. Berlin, Weimar 1979. S. 520 und 536, ferner als Motto für »Winterschlacht (Schlacht um Moskau)«. In: GW 8. S. [595] (unpaginiert).

43 Bertolt Brecht: *Arbeitsjournal 1938-1955*. Berlin, Weimar 1977. S. 356f. Bechers Aufsatz »Deutsche Lehre« erschien in der Zeitschrift »Internationale Literatur/Deutsche Blätter« (1943)4 und wurde wieder abgedruckt in: GW 16. S. 240ff. (die inkriminierte Stelle S. 285).

tischen in einem allumfassenden und tiefsten Sinne, behauptet der Verfechter eines neuen zeitgemäßen Vaterlandsbewußtseins.⁴⁴ Das Vaterländisch-Nationale sei Hölderlin »als ein zwar zeitlich und entwicklungsmäßig bedingter, aber als ein geschichtlich notwendiger Inbegriff und Höchstbegriff der menschlichen Gemeinschaft« erschienen, »aus dessen humanistischer Verwirklichung und Vollendung eine Völkergemeinschaft, eine Menschheitskultur sich bilden würde.«⁴⁵ Überzeugen kann diese rein begriffliche Operation schon deshalb nicht, weil sie aus dem Vaterländisch-Nationalen eine autonome, ja autarke Einheit macht, die Humanismus allein aus sich selbst heraus gewinnt. Der proletarisch-revolutionären Askese Johannes R. Bechers folgte gleichsam eine patriotisch begründete. Sie ergab fast folgerichtig abermals eine neue »inhaltliche Rangverteilung und Ordnung der Poesie«, nur daß die Hierarchie diesmal vom Vaterländischen statt vom Revolutionären bestimmt wird. Die Vaterlandsgesänge rangierten vor der »Liebeslieder müdem Flug«,⁴⁶ wurden dadurch aber auch nicht besser.

Im übrigen stellte Johannes R. Becher seinen Gegenstand Hölderlin in den Schwarz-Weiß-Kontrast zwischen deutscher Misere und deutscher Freiheitstradition. Seine Würdigung enthält trotz ihrer Kürze alles, was er nach so vielen Jahren von der so verehrten Gestalt und dem so geschätzten Werk hielt. Die Erschütterung über die Schwermut, die in unheilbare Krankheit umschlug. Das Verständnis für den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen dem Geist der französischen Revolution und den starren deutschen Zuständen, der zur Flucht in die Utopie und zum Aufbau eines hellenistischen Traumreiches geführt habe. Das Versagen Goethes und Schillers vor dem jungen Genie. Es sei in allem deutsch gewesen, »deutsch in seinem freiheitstrunkenen Aufschwung, deutsch in seiner hymnischen Flucht, deutsch in seinem Dämmern und Verderben.«⁴⁷ Von dieser Warte aus kritisiert Johannes R. Becher abermals das Unwesen unbefugter Ausdeuter, den Erklärungswust und die Geheimnistuerei. Er wendet sich gegen die Verschiebung der Akzente auf das im Wahn Geschriebene. Gegen die nichtssagende Nachahmung des Schwermuthaften und Rhythmischen. Gegen die Leichenschänder schließlich, die Hölderlin »zu einem Vorläufer und Kündler einer imperialistischen Barbarei« erklären.⁴⁸ Becher reklamierte den geliebten

44 Johannes R. Becher: (Sänger des Vaterländischen). In: GW 16. S. 300.

45 Ebenda.

46 Ebenda. S. 301. Anspielung auf einen Brief Friedrich Hölderlins vom Dezember 1803 an Friedrich Wilmans.

47 Ebenda. S. 299.

48 Ebenda. S. 300.

Dichter genau in dem Augenblick für den »heiligen Kampf« gegen die neuen »deutschen Tyrannen des deutschen Vaterlands«, als Joseph Goebbels die Schirmherrschaft über die Gründung einer Hölderlin-Gesellschaft in Tübingen übernahm.⁴⁹

Auch der zweite Hölderlin-Text aus jener Zeit ruft die Deutschen zur Teilnahme am Bruderbund der Freiheit auf. Von Johannes R. Becher vorgelesen, wurde er am 18. August 1944 über den Sender des kurz zuvor gegründeten Nationalkomitees »Freies Deutschland« ausgestrahlt. Der von Goebbels ausgerufenen totale Krieg begann sich schon in den Untergang des Dritten Reiches und seiner Okkupationsarmeen zu verwandeln, sollte aber trotzdem noch ein Dreivierteljahr dauern. Am 20. Juli war Claus von Stauffenberg in Rastenburg mit seinem Attentat auf den Hauptkriegsverbrecher gescheitert. Die letzten Reserven wurden aufgeboten. Und so ließ Becher, das Ende zu beschleunigen, gleich am Anfang der Sendung das »Gebet für die Unheilbaren« sprechen: »Eil, o zaudernde Zeit, sie ans Ungereimte zu führen, / Daß sie sehen, wie ganz unvernünftig sie sind! / Eile, verderbe sie ganz, und führ ans furchtbare Nichts sie! / Anders glauben sie dir nie, wie verdorben sie sind. / Diese Tore bekehren sich nie, wenn ihnen nicht schwindelt, / Diese [wandeln] sich nie, wenn sie Verwesung nicht sehn.«⁵⁰

Im Anschluß daran wurde nicht die Misere- und Opferthese entwickelt, sondern eine Gestalt entworfen, die »uns ins Freie und Lichte einer künftigen Zeit emporführt«.⁵¹ Ihre Attribute sind Vaterlandsliebe und Tyrannenhaß, Kritikfähigkeit und Freiheitswille, Wahrhaftigkeit und Vollkommenheit. Um die Hörer zum Umdenken zu bewegen, kam auch die scharfe Abrechnung mit Deutschland und den Deutschen zur Sprache, die Hyperion an den »allberechnenden Barbaren« übt.⁵² Aus dem Gedicht »Zu Sokrates Zeiten« war die Anklage gegen das feige und falsche Natterngeschlecht ausgewählt worden, das anstelle des einigen Volkes und der heiligen Gemeinde auf dem Richterstuhl sitzt; aus dem Gedicht »An die Deutschen« die berühmte Zeile, daß sie, den Kindern ähnlich, »Tatenarm und gedankenvoll« seien – mit dem Kommentar, daß sie nun so gedankenlos wie tatenreich wüteten.⁵³

49 Ebenda. – Siehe auch Klaus Pezold: »So kam ich unter die Deutschen«. In diesem Heft S. 33-48.

50 Friedrich Hölderlin: Gebet für die Unheilbaren. In: W 1. S. 215. Becher hat die Lücke in der letzten Verszeile eigenmächtig mit »wandeln« gefüllt.

51 Johannes R. Becher: Hölderlin. In: GW 16. S. 352. – Friedrich Hölderlin: Hyperion oder der Eremit in Griechenland. In: W 2. S. 263ff.

52 Ebenda.

53 Friedrich Hölderlin: Zu Sokrates Zeiten. In: SWB 1. S. 565. – Ders.: An die Deutschen.

Von den Hölderlin-Bildern, die Johannes R. Becher nach 1933 entworfen hat, wirkt das Porträt aus dem Jahre 1944 am größten. Doch läßt selbst diese Grobzeichnung noch erkennen, daß sie nicht allein tagespolitisch bedingt war, sondern langfristig erarbeiteten Kenntnissen entsprang. Ungeachtet aller politisch-gesellschaftlichen Sympathie hat Becher seinen Hölderlin offenbar stets zuerst und vor allem als Schöpfer von Gedichten gesehen und verehrt, die ihm als vollendete Sprachgebilde, als deutsche Sprachwunder erschienen, »so zauberhaft gebaut, als hätte sie kein Mensch, sondern die Sprache selber erschaffen, Sprachkristalle, ein Funkeln von Worten, ein Glanz, der bis ins Innerste hinein die Schönheit der Sprache durchsichtig werden läßt«, heißt es in »Macht der Poesie«.⁵⁴ Auf dieser Grundlage haben alle anderen Elemente der Hölderlin-Bilder Bechers ihren Platz: das Heimatliche als konkreter Grund des Nationalen, das Vaterländische als konkreter Grund des Menschheitlichen, das Revolutionäre als konkreter Grund des Visionären und Utopischen.

Nach seiner Rückkehr aus zwölfjähriger Verbannung suchte Johannes R. Becher vor allem die Geistesschaffenden für seine Idee vom Anderswerden zu gewinnen. Wenn das Vaterländische nicht abermals versäumt und nur immer weiter von einem »Reich der Kunst« geträumt werden sollte, waren die Besitzverhältnisse und die politischen Strukturen so umzugestalten, daß den Urhebern und Nutznießern von Massenmord und Massenleid samt ihrer barbarischen Ideologie keine Chance mehr blieb. Und je weiter dieser radikale Lösungsversuch fortschritt, desto intensiver begann sich der Dichter auch wieder mit der spezifischen Problematik von Kunst und Literatur zu beschäftigen. Anfangs mehr über die gesellschaftlichen Bedingungen für das Gedeihen von Poesie nachsinnend, arbeitete er sich sukzessive zu der Frage vor, inwiefern die Poesie und alle andere Kunst nun ihrerseits ihre Eigenart beweisen und zu einem unersetzlichen Ingrediens von Gesellschafts- und Bewußtseinsprozessen werden könne. Wenn das Vaterländische gedieh, durfte und mußte auch wieder ein »Reich der Kunst« gestiftet werden – ein Ausgangspunkt freilich, den die Apologeten der bloßen Vermarktung von Kunst und der realen Vernichtung künstlerischer Autorität in den modernen Industriegesellschaften schon seit langem als blanken Anachronismus verspotten.

Johannes R. Becher aber verstand seine Bemühungen um einen würdigen gesellschaftlichen Rang der Künstler und der Künste als Teil jenes gro-

In: W I. S. 224 und 256.

54 Johannes R. Becher: *Macht der Poesie*. In: *GW 14: Bemühungen II*. Berlin, Weimar 1972. S. 83.

ßen demokratischen Reformwerks, das mit den Privilegien der Besitzenden auf Kultur und Bildung brechen und allen den Zugang zu Wissenschaft und Kultur ermöglichen sollte. In diesem Sinne tat er für die Wiedereinbürgerung des einst Verbotenen und Verbrannten ebensoviel wie für die Entnazifizierung des von den Ideologen des deutschen Großmachtchauvinismus veranstalteten Erbes. Selbst bei Dichtern, gegen die er alten oder neuen politischen Unmut hegte, entdeckte er für sich und seine Leser manche vergessenen oder verborgenen Schönheiten. Es blieb indessen bei seiner Vorliebe für die Klassik und bei seiner Bevorzugung von Werken, die dem Realismuskanon entsprachen. Auch er, der vieles besser wußte, vermochte die Indoktrination kunstfremder Thesen und Praktiken durch die Dogmatiker unter den sowjetischen Kulturoffizieren und ihren deutschen Adepten nicht aufzuhalten. Es war ein Sakrileg an der deutschen Friedens- und Revolutionsbewegung und grenzte an Selbstaufgabe, als er im Gegensatz etwa zu Friedrich Wolf oder Bertolt Brecht sein Frühwerk einschließlich umfangreicher Passagen aus seinen proletarisch-revolutionären Dichtungen nicht mehr für druckfähig hielt und einer Korrektur-Ideologie verfiel, die den ästhetischen Vorwänden der politischen Scharfrichter Konzessionen machte.

Demgegenüber ist allerdings abermals an die frühe Klassik-Affinität des Dichters zu erinnern. Und daran, daß sich Johannes R. Becher schon in den zwanziger Jahren rigoros von seiner expressionistischen und in den dreißiger Jahren fast ähnlich rigogos von seiner proletarisch-revolutionären Dichtung getrennt hatte. Und schließlich daran, daß er mit alledem durchaus nicht zwangsweise, sondern gleichsam seinen innersten Neigungen entsprechend mit den konservativen Normen der offiziellen sowjetischen Ästhetik konform ging.⁵⁵ Auch individuelle Entwicklungen kennen anscheinend die Wiederkehr des Gleichen, die von Extremen geprägte Johannes R. Bechers zumal. Sie steht nach dem zweiten der Weltkriege erkennbar im Zeichen von Wiederholungen und Reproduktionen. Alles, was der Dichter im Verlauf seines bewegten Lebens erfahren hatte und gelernt zu haben glaubte, sollte nun einem lernbegierigen und wandlungsbereiten Publikum unterbreitet und möglichst Allgemeingut werden. Die neue Rezeptionssituation schien vor allem zu verlangen, dem Verfall der Maße und Werte unter dem Faschismus und im Chaos der Nachkriegsjahre mit klassischen Humanitäts- und Dichtungsregeln zu begegnen. Sie sollten Schule machen. Auch

⁵⁵ Siehe die Distanz zum Frühwerk bei Johannes R. Becher: »Ein Mensch unserer Zeit«. In: GW 15. S. 184. Und zur »Arme-Leute-Dichtung«. In: Ebenda. S. 474ff.

seinen Friedrich Hölderlin bot Johannes R. Becher vorwiegend unter diesem Aspekt an, suchte aber zugleich genauer zu begründen, warum der sonst doch fast kritiklos Verehrte so wenig deutsche Versmaße verwendet, einseitig reimlos gedichtet und keine Sonette geschrieben habe.⁵⁶ Andererseits hatte er nun aber auch keine Scheu mehr, als Therapie gegen die ihm unerträglich scheinende Sprachverwilderung das Kopieren von Hölderlin-Texten zu empfehlen. Schulen und kopieren: der »klassische Marmor« drohte sich wie ein Grabstein auf zeitnähere Meinungen und Bestrebungen zu legen.⁵⁷

Johannes R. Becher machte gleichsam ernst mit seiner in den zwanziger Jahren geäußerten Ansicht, erst nach dem Siege sei die Zeit für edle Kunstwerke und geniale Künstler wie Mörke und Hölderlin. Im Nachhinein ließe sich fast sagen, er habe sich nahezu wörtlich an seine Versprechen von damals gehalten, publizierte er doch im Jahre 1952 tatsächlich eine Auswahl Hölderlinscher Dichtungen. Ihr gingen intensive mündliche und schriftliche Konsultationen mit dem Leipziger Literaturhistoriker Hans Mayer voraus, der den subjektiven Charakter der Zusammenstellung ausdrücklich akzeptierte und nur darauf bestand, auch die große Hymne »Wie wenn am Feiertage ...« noch mit aufzunehmen. Gegen die Textfassungen, die der Ausgabe zugrunde gelegt worden waren, erhob der Professor jedoch massive Einwände, weil sie dem modernen Forschungsstand Hohn sprachen.

Wie es scheint, hat Johannes R. Becher die Ratschläge seines Kritikers und Freundes nur halbherzig befolgt.⁵⁸ Dafür entschloß er sich, den Hyperion-Aufsatz von Georg Lukács einzufügen, den er für das Beste hielt, »was an Abhandlungen über das Schaffen dieses großen Dichters deutscher Nation veröffentlicht wurde.«⁵⁹ Der eigene Einleitungstext nimmt die Gedichte Hölderlins erneut vor allem als das erhabenste Denkmal deutscher Sprache,

56 Siehe Johannes R. Becher: Bemühungen I. In: GW 13. Berlin, Weimar 1972. U. a. S. 428 und 435. – Bemühungen II. In: GW 14. Ebenda. U. a. S. 74, 76, 78, 290, 615f., 630.

57 Siehe Johannes R. Becher: Auf andere Art so große Hoffnung. In: GW 12. Berlin und Weimar 1969. S. 321, 655, 726ff. – Auch Bemühungen I. In: GW 13. S. 201ff., 426 und Bemühungen II. In: GW 14. S. 108 und 353f.

58 Es kam weder zur Aufnahme des Textes »Wie wenn am Feiertage ...« noch zu der vorgeschlagenen Textrevision, wie sie Hans Mayer in seinem Brief vom 1. November 1952 am Beispiel der falschen Lesart »hohe Tugend« statt richtig »hohe Jugend« in dem Gedicht »Sokrates und Alkibiades« gefordert hatte. (Johannes R. Becher-Archiv der Akademie der Künste. o. S.)

59 Friedrich Hölderlin: Dichtungen. Eine Auswahl von Johannes R. Becher mit einer Einführung von Georg Lukács. Berlin 1952. Einleitung S. 6.

das freilich nur »im Geiste des Humanismus und im Zeichen der französischen Revolution« habe geschaffen werden können und die »Vollendung des Menschen« widerspiegele, wenn vielleicht auch nur »aus einer künftigen vollendeten Menschengemeinschaft« her.⁶⁰ Vorab die Jugend sollte die Gestalt Friedrich Hölderlins als die eines »großen vaterländischen Dichters« erkennen und sein »Werk als ein deutsches Nationalheiligtum aufs beste ehren und schöpferisch verwalten.«⁶¹

Da begegnet es wieder, jenes befremdlich hehre patriotische Pathos, das den Dichter in der Sowjetunion so unwiderstehlich gepackt hatte, in seiner Nachkriegsdichtung aber zurückgenommen beziehungsweise in elegische Trauer über die Rückkehr aus Krieg und Verbannung in eine Welt zertrümmerter Städte und ruinierter Seelen verwandelt worden war. Anders als in den Reden war in diesem neuen Dichtungskontext nur wenig Zeit oder Raum für einen Gedanken an Hölderlin. Es gibt nicht viel mehr als eine Variation auf das Gedicht »An die Parzen«, das die Schicksalsschwester um nur einen Sommer noch für die Vollendung der dichterischen Lebensmission bittet. Erst im »Tagebuch 1950« wird das große Vorbild wieder zum speziellen Thema: »Auch dessen schäme ich mich, / Was vor meiner Zeit geschah / – obgleich ich mich genug / Zu schämen hätte in der meinen – / Aber einer Gasse schäme ich mich / Und eines Turms / In Tübingen – / Vergiß nicht, / Auch dieser Gasse, / Dieses Turms / Dich zu schämen. / In Tübingen, / Der du ein Deutscher bist. / Dort / Lebendig begraben, / In der Gruft der Vereinsamung: / Hölderlin.«⁶²

Der Hölderlin-Turm in Tübingen avanciert zum Denk-Mal, zur moralischen Instanz. Er soll vielsagend an die Schande gemahnen, daß dieser Dichter von den Deutschen im Stich gelassen und schon zu Lebzeiten völlig isoliert wurde. Man hat ihn nicht erhört, man konnte ihn nicht brauchen. Und, was schlimmer war, die deutsche Misere hielt ja an. Es war nichts mit der im Exil erhofften Wiederbegegnung mit Tübingen und Hölderlin unter dem Stern eines gemeinsamen Aufbruchs aus verfluchtem Fremdsein. Die sich ständig vertiefende Spaltung Deutschlands war gerade für den Patrioten Johannes R. Becher eine der furchtbarsten Enttäuschungen. Er reagierte in gesamtdeutschen Gesprächen und Gedichten mit Beschwörungen, die an seine forcierte Herausforderung des nationalen Selbsterhaltungstriebes im Kriege erinnern. Dem Ruf »Deutsche an einen Tisch« sind er und massen-

60 Ebenda. S. 5.

61 Ebenda. S. 5f.

62 Johannes R. Becher: Auf andere Art so große Hoffnung. Tagebuch 1950. Eintragungen 1951. In: GW 12. S. 508ff.

haft andere Ostdeutsche mit einem Eifer gefolgt, der vielleicht sogar bis in die Herbsttage des Jahres 1989 hinein virulent blieb, ohne daß es der unerschütterliche Hochmut westdeutscher Politiker und Staatsgeschichtsschreiber je zugelassen hätte, in der Initiative gegen den separatistischen Adenauerkurs etwas anderes als miese Sowjethörigkeit zu sehen.⁶³

Indessen, nicht nur die ungelöste deutsche Frage war es, die die letzten Lebensjahre Johannes R. Bechers überschattete und seiner Hölderlin-Rezeption noch einmal neue Akzente verlieh. Anfang 1956 enthüllte der XX. Parteitag der sowjetischen Kommunisten als Massenverbrechen, was in den dreißiger Jahren im Namen des Sozialismus an Prozessen und Säuberungen stattgefunden hatte. Die Offenlegung und Verurteilung erschütterten das Sozialismusverständnis aller, die in der Sowjetunion die radikalste Alternative zum faschistischen SS- und KZ-Staat und zu anderen auf Krieg und Ausbeutung und Kolonialisierung hinauslaufenden Herrschaftsformen erblickten oder zu erblicken begannen. Die Idee eines deutschen Weges zu sozialistischen Gesellschaftsverhältnissen wurde erneut akut, aus Furcht vor Machtverlust aber ebenso schnell und rabiat unterdrückt wie die Diskussion über die grauenvollen Nachrichten aus Moskau. Die Sieger versäumten es, ihre innen- und außenpolitischen Demokratiedefizite ernsthaft zu bereinigen, und die Besiegten schienen infolge ihrer Kollektivverantwortung für den Hitlerkrieg und für Lidice und Oradour, Auschwitz und Buchenwald schon gar nicht befugt, eigenmächtig mit dem Stalinismus zu brechen.

Daran scheiterte auch das Bemühen Johannes R. Bechers, als Kulturminister der Regierung Grotewohl die unrühmlichen Methoden einer nach dem 17. Juni 1953 unrühmlich untergegangenen Staatlichen Kunstkommission vergessen zu machen und verlorengegangenes Vertrauen durch Demokratie- und Diskursfähigkeit zurückzugewinnen. Er hatte ob mangelnder Wachsamkeit im Amt Selbstkritik zu üben und übte sie.⁶⁴ In nachgelassenen Anmerkungen vertritt er sogar die These, der Sozialismus beseitige die menschliche Tragik nicht, sondern steigere sie noch. Sein (ästhetisierender) Versuch zur Erklärung dessen, was da an Ungeheuerlichem geschehen war, deutete die stalinistische Willkür fast schon in eine historische Gesetzmäßigkeit und Notwendigkeit um. Er warnte jeden: Wer von einem »Erdenpa-

63 Siehe u. a. Johannes R. Becher: Deutsche Sonette 1952. In: GW 6. S. 257ff.

64 Siehe die selbstkritische Diskussionsrede Johannes R. Bechers auf der 33. Tagung des ZK der SED vom Oktober 1957. In: Der gespaltene Dichter. Berlin 1991. S. 213ff. – Die Vorgänge, die u. a. zu seiner Verhaftung und Verurteilung führten, schildert Walter Janka paradigmatisch in: Schwierigkeiten mit der Wahrheit. Berlin, Weimar 1990.

radies« und einem »Glück für alle« träume, der werde furchtbar belehrt werden in dem Sinne, daß die sozialistische Ordnung ganze Menschen hervorbringt, die aufs Ganze gehen und sich dabei nicht scheuen, die barbarischen Mittel der Vorzeit anzuwenden. Man habe die ungeheuerliche Tatsache zur Kenntnis zu nehmen, daß der Sozialismus ein Zeitalter ankündige, dessen tragischer Gehalt mit keinem der vorhergehenden vergleichbar sei. Johannes R. Becher rang sich die selbstkritische Schlußfolgerung ab, seine früheren Sozialismusvorstellungen seien kleinbürgerlich-spießigen Ursprungs gewesen und hätten das nur allzu beflissene Bestreben erzeugt, die aktuelle Wirklichkeit des sozialistischen Experiments apologetisch zu verklären. Er verfiel in heroisch scheinende Selbstbezeichnungen, wo vor allem Kritik an der Wiederkehr von Barbarei geboten war und einzig gesellschaftliche Garantien gegen neuerliche barbarische Rückfälle gefordert werden mußten.⁶⁵

An Abkehr, Widerruf gar hat er offenbar nie gedacht. Vielmehr ließ er seine zwiespältigen Erfahrungen mit mehreren ungleichen Gesellschaftsordnungen in die Formel von des Menschen Größe und des Menschen Elend aufgehen, die das Doppelprofil und die Doppelstruktur seines letzten Gedichtbandes »Schritt der Jahrhundertmitte« von 1958 bestimmt. Inmitten der hymnischen Gesänge zum Lobe des sozialistischen Fundaments und der elegischen Gegenstrophen über die tödliche Finsternis in der deutschen und der sowjetischen Misere erinnert er sich auch noch einmal Friedrich Hölderlins. Zuerst in dem Sonett »Das Todesurteil«, dem das Distichon über den griechischen Tragödiendichter Sophokles als Motto vorangestellt ist: »Viele versuchten umsonst, das Freudigste freudig zu sagen, / Hier spricht endlich es mir, hier in der Trauer sich aus.«⁶⁶ Dem folgen Verse, die die Verlesung des höchsten Strafmaßes zum Umschlagpunkt zwischen völliger Erstarrung und ganzem Menschsein machen. – In der mehrteiligen autobiographischen Bilanz »Das Atelier« finden sich zwei Gegenstücke zu dieser erschütternden Apotheose des Todes: die eingangs schon erwähnte Reminiszenz an die frühe Gemeinschaft mit Rimbaud und Hölderlin und am Schluß eine weitere Danksagung im Zeichen erneuerter Dichterkraft am Abend des Lebens: »Glück unsagbar: ich kehre zurück dorthin, / Wo wieder vollgeschrieben sind die Wände. / Am Tisch nimmt Platz Rimbaud und Hölderlin, / Und über Grenzen reichen meine Hände, // Den Freunden dan-

⁶⁵ Johannes R. Becher: Der Grundirrtum meines Lebens. In: Der gespaltene Dichter. Berlin 1991. S. 153ff. (Zuvor: Ders.: Selbstzensur. In: »Sinn und Form« 40(1988)3.)

⁶⁶ Johannes R. Becher: Das Todesurteil. In: GW 6. S. 331. – Friedrich Hölderlin: Sophokles. In: W 1. S. 241.

kend. Seht die Strophen reihn / Wie vormals sich. O mögen von den besten / Die oder jene einst gesprochen sein / An unsern hohen brüderlichen Festen.«⁶⁷

Johannes R. Becher hat das Glück der Ferne, das ihm oft so leuchtend nah dünkte, ebensowenig erlebt wie Hölderlin das Land, das er mit der Seele suchte. Das von beiden ersehnte Anderswerden »von Grund aus« ist am Ausgang des 20. Jahrhunderts ferner denn je. Vermag die von den Bedürfnissen des Kapitals dirigierte Gesellschaft ihren eklatanten Mangel an Gleichheit und Brüderlichkeit nicht einfach mit scheinbar unbegrenzten Freiheitsrechten für den einzelnen zu kompensieren, so konnte der sogenannte Realsozialismus seinen nicht minder eklatanten Freiheitsmangel nicht mit der kollektiven sozialen Sicherheit ausgleichen, mit der er zweifellos im Vorteil war. Die russische Revolution ist nicht die Fortsetzung der französischen geworden, wie Heinrich Mann einst glauben wollte, und Johannes R. Becher nicht der glücklichere Nachfolger Hölderlins, wie er einst gehofft hatte. Aber: Was die beiden Dichter an Bleibendem gestiftet haben, ist ungeachtet ihres literarischen Ranges noch immer das eine: poetisches Gleichnis für die nie ermüdende Sehnsucht nach einem sinnvoll geordneten Dasein, für nach wie vor unabgegoltene Diesseitsversprechen. Niemand kann jemanden daran hindern, sie als Vor- und Alternativbilder zu verstehen und, ihre unwiderrufliche Botschaft im Sinn, gründlichen Wandel einzufordern. »Wer auf sein Elend tritt, steht höher«, heißt es bei Hölderlin.⁶⁸ Und bei Becher: »Nimm dies als Vermächtnis – / Halt wach dein Gedächtnis! // Halt wach jede gute Tat! Halt wach jede Art Verrat! // Halt wach dein Gedächtnis!«⁶⁹

Leipzig, im November/Dezember 1993

67 Johannes R. Becher: *Das Atelier*. In: GW 6. S. 344.

68 Friedrich Hölderlin: *Hyperion oder der Eremit in Griechenland*. In: W 2. S. 227.

69 Johannes R. Becher: *Vermächtnis*. In: GW 6. S. 443f.

»So kam ich unter die Deutschen« Stationen und Probleme der Hölderlin-Rezeption im Deutschland des 20. Jahrhunderts

von Klaus Pezold*

1993 ist ein Hölderlin-Jahr: Am 7. Juni jährt sich der Todestag dieses großen deutschen Dichters zum 150. Male. Die Hölderlin-Gesellschaft wird aus diesem Anlaß ihre 23. Jahresversammlung abhalten, zuerst in Nürtingen, wo über die frühe Jugend Hölderlins und ihr geistig-geistliches Umfeld gesprochen werden soll, dann – am Todestag selbst – in Tübingen. Dort stehen zwei Programmpunkte auf dem Plan: die Eröffnung einer Ausstellung »Zur Wirkungsgeschichte von Hölderlins Werk« und ein Referat des Präsidenten der Gesellschaft Gerhard Kurz mit dem knappen Titel »Hölderlin 1943«.

Als vor einem Jahr das Thema meines heutigen Vortrags festgelegt wurde, war das Programm der Hölderlin-Gesellschaft für ihre Tagung noch nicht bekannt. Es entspringt also keineswegs der anmaßenden Absicht, etwas von dem dort zu Erwartenden vorwegnehmen zu wollen, wenn das, was hier behandelt werden soll, sich thematisch mit dem Tübinger Programm überschneidet. Vielmehr liegt es in der Sache selbst begründet, daß unabhängig voneinander diese parallele Fragestellung gewählt worden ist. Das Hölderlin-Gedenkjahr 1993, das letzte große im 20. Jahrhundert, provoziert von sich aus den kritischen Rückblick darauf, wie es Hölderlin in diesem Jahrhundert unter den Deutschen ergangen ist. Aus naheliegenden geschichtlichen Gründen erweist sich sein 100. Todestag im Jahre 1943 dafür als ein entscheidendes Datum. Aber zwischen diesem und heute liegt noch ein anderes, zu dem inzwischen ebenfalls historische Distanz entstanden ist, wenn auch auf wesentlich andere Weise: 1970, das Jahr des 200. Geburtstages von Friedrich Hölderlin. Beide Daten sollen als – wie es sich zeigen wird – polare Kristallisationspunkte für gegensätzliche Entwick-

* Vortrag, gehalten am 29. April 1993 an der University of Strathclyde Glasgow.

lungswege der Hölderlin-Rezeption im Mittelpunkt der folgenden Überlegungen stehen, wobei uns ihre Vorgeschichte punktuell zurückführen wird zu den Umständen der Entdeckung Hölderlins für eine breitere intellektuelle Öffentlichkeit in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts, wie auch zur Situation davor, als nur wenige den Dichter in seiner Bedeutung erkannt und ernstgenommen hatten. Daß dabei im Rahmen eines zeitlich begrenzten Vortrags weder die Geschichte der literarischen Rezeption noch die der Hölderlin-Forschung auch nur ansatzweise in ihrem Eigenwert erfaßt und dargestellt werden kann, dürfte für alle Kenner der Materie keine Frage sein.

Das Jahr 1943 trägt mit Blick auf Hölderlin ein Janusgesicht. Einerseits wurden in ihm mit dem Beginn des Erscheinens der Großen Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, herausgegeben von Friedrich Beißner, neue Zugangswege zum Werk des Dichters und nicht zuletzt für die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihm eröffnet, wozu die damals gegründete Hölderlin-Gesellschaft mit ihren Jahrbüchern nach 1945 wichtige Beiträge leisten sollte. Andererseits wurde gerade die Gründung der Gesellschaft unter den damaligen Umständen zum makabren Höhepunkt der Versuche der nationalsozialistischen Machthaber, Hölderlin im Sinne ihrer chauvinistischen und rassistischen Ideologie zu mißbrauchen. Und leider haben sie namhafte Germanisten und Hölderlin-Forscher dabei unterstützt.

Über den Festakt zur Gründung findet sich ein ausführlicher Bericht im 1944 erschienenen ersten Band des Jahrbuchs der Gesellschaft. Dort heißt es unter anderem: »Reichsstatthalter und Gauleiter Wilhelm Murr [...] teilte unter dem Beifall der Versammlung mit, daß Reichsminister Dr. Goebbels die Schirmherrschaft über die Gesellschaft übernommen und [...] den Dichter Gerhard Schumann zum Präsidenten berufen habe.«¹ Der »Dichter« Schumann (Jahrgang 1911, führend als Barde der NSDAP, heute vergessen) hielt daraufhin eine Ansprache, die in der folgenden, Hölderlin gleichsam herbeizitierenden Schlußpassage gipfelte: »Und so wirst du auch unter uns sein, geliebt und verehrt und endlich in das Herz deines Volkes ganz heimgekehrt, wenn im großen heiligen Reich des Führers dereinst Germania, die Priesterin, Recht spricht und Rat gibt den Königen und Völkern rings! In solchem Geist und Glauben erkläre ich die Hölderlin-Gesellschaft für gegründet.«² Aber auch von dem damaligen Vize-Präsidenten und Herausgeber der Hölderlin-Gedenkschrift zu seinem 100. Todestag Paul Kluckhohn findet sich Geistesverwandtes in diesem ersten Jahrbuch. Unter

1 Iduna. Jahrbuch der Hölderlin-Gesellschaft. Tübingen 1(1944) S. 16.

dem Titel »Hölderlin bei den Soldaten des zweiten Weltkrieges« versammelt er Äußerungen von »Frontkämpfern«, wobei er auch die SS zu Wort kommen läßt: »Und ein SS-Mann: ›Bloße Worte würden wohl nicht sagen können, was mir gerade Hölderlin bedeutet. Auch als SS-Mann und Soldaten begleitete mich seine Dichtung in den langen Monaten des russischen Winterfeldzuges.«²

Welche Funktion dieser Art Hölderlin-Kult zugeordnet war, in dessen Sinne noch in den letzten Kriegsjahren mehrere Feldpostausgaben mit seinen Dichtungen produziert wurden, geht aus einer anderen Stelle des Beitrags von Kluckhohn deutlich hervor. Dort erwähnt er das Schreiben einer Frau, deren Mann seit Stalingrad vermißt wird: »Ein Brief einer Frau bat um die Aufnahme ihres Mannes in die Gesellschaft und fügte hinzu: ›Mein Mann ist Stalingrad-Kämpfer. Seine letzten Worte aus Stalingrad waren: Eins nur gilt für den Tag, das Vaterland! und als Opfer Festlicher Flamme wirft jeder sein Eigenes zu!«³ Hölderlinsches Pathos sollte dazu dienen, dem sinnlosen Sterben der von Hitler bei Stalingrad verheizten deutschen Soldaten eine höhere Weihe als Opfertod fürs Vaterland zu verleihen. Eine Ode »An Hölderlin« von Josef Weinheber, die Kluckhohn an den Anfang der Gedenkschrift zum 100. Todestag gestellt hatte, endet ganz in diesem Sinne mit folgender Strophe:

*Aufbruch wieder ist nun, da du uns führst, es ist
deutsche Zeit. Und so war keine wie diese deutsch.
Führ uns, Genius, spür schon,
wie Gefallne dir jauchzen, Held!⁴*

So ist es auch kein Zufall, daß vor allem ein Gedicht im Programm nahezu aller Gedenkveranstaltungen des Jahres 1943 auftaucht: »Der Tod fürs Vaterland«. Und nicht nur dort, wie sich der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki 1987 in einer Rede als Zeitzeuge erinnert hat: »Im Dritten Reich war es, zumal in den Jahren des Krieges, an den meisten Gymnasien üblich, die Abiturienten, die sogleich zum Wehrdienst eingezogen wurden, mit diesem Gedicht zu entlassen. [...] Die damals auszogen, um, wie sie meinten, ihr Vaterland zu verteidigen, die in der russischen Steppe oder in der afrikanischen Wüste verreckten – sie liebten es nicht, am Opferhügel

2 Ebenda. S. 20.

3 Ebenda. S. 193.

4 Ebenda. S. 195.

5 Hölderlin. Gedenkschrift zu seinem 100. Todestag. Im Auftrag der Stadt und der Universität Tübingen hrsg. von Paul Kluckhohn. Tübingen 1943. S. 2.

zu fallen. [...] Wer es miterlebt hat, wozu und auf welche Weise in jenen Jahren Hölderlins Verse verwendet wurden, der muß, so will mir es scheinen, zu ihm ein gebrochenes Verhältnis haben.«⁶

Mit seiner hier zitierten Schlußfolgerung hat Reich-Ranicki in der für ihn charakteristischen provokatorischen Art eine Frage aufgeworfen, die für die Auseinandersetzung mit der deutschen Hölderlin-Rezeption im 20. Jahrhundert von zentraler Bedeutung ist: Muß aus der Verwendung der Verse Hölderlins im dritten Reich notwendig ein gebrochenes Verhältnis zu dem Dichter selbst resultieren, oder war der Gebrauch ein Mißbrauch, für den die Rezipienten verantwortlich zu machen sind und nicht der Rezipiente? Ein Blick auf die textliche Realität und auf die Rezeptionsgeschichte des Gedichts »Der Tod fürs Vaterland« soll uns diese Frage beantworten helfen. Neben der endgültigen Fassung von 1798/1799 ist eine um zwei Strophen längere frühere Version überliefert, die den Titel »Die Schlacht« trägt, darüber hinaus existiert ein bruchstückhafter erster Entwurf, der wohl schon im Jahre 1796 niedergeschrieben worden ist. Aus ihm geht eindeutig hervor, daß Hölderlin, der zu dieser Zeit an seinen Stiefbruder schrieb: »Dir, mein Karl, kann die Nähe eines so ungeheuern Schauspiels, wie die Riesenschritte der Republikaner gewähren, die Seele innigst stärken«,⁷ daß Hölderlin, der im ersten Koalitionskrieg so eindeutig Partei ergriff für das republikanische Frankreich und der sich von dessen Siegen Veränderungen auch in seiner württembergischen Heimat erhoffte, daß er mit der »Schlacht fürs Vaterland« den Kampf einer revolutionären Jugend gegen die überalterten feudalen Verhältnisse verstand. Auf dem Weg zur endgültigen Fassung, der durch das für Hölderlin kennzeichnende fortschreitende Verleugnen alles Akzidentellen, durch zunehmende Konzentration und sprachliche Überhöhung geprägt ist, wird der konkrete historische Ausgangspunkt mehr und mehr hinter sich gelassen, ohne jedoch (etwa in der Gegenüberstellung von »Jünglingen« und »Würgern«) ganz verlorenzugehen.

Einem selbst revolutionär empfindenden Autor wie dem Vormärz-dichter Georg Herwegh, der nur die endgültige Fassung kannte, war das 1839 noch mit Selbstverständlichkeit bewußt. In seinem damals in einer liberalen Emigrantenzeitschrift in der Schweiz veröffentlichten Aufsatz »Ein Verschollener« feiert er Hölderlin als den »eigentlichen Dichter der Jugend«, mit dem diese ihre Hoffnungen in der Zeit nach der Pariser Julirevolution

6 Marcel Reich-Ranicki: Hölderlin und eine Annäherung. Eine Rede aus gegebenem Anlaß. In: »Frankfurter Allgemeine Zeitung« vom 27. Juni 1987.

7 Brief an den Bruder, 6. August 1796. In: Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe. Hrsg. von Günter Mieth. Bd. 2. München 1970. S. 703.

teilen könnte, hätte jener, »der berufen war, uns voranzuschreiten und uns ein Schlachtlied zu singen«, sich nicht aus den jämmerlichen deutschen Zuständen seiner Zeit »in die heilige Nacht des Wahnsinns gerettet«. Und in diesem Zusammenhang zitiert Herwegh dann aus »Der Tod fürs Vaterland«: »Ach! er hat sich umsonst gewünscht, zu fallen am Opferhügel, zu bluten des Herzens Blut fürs Vaterland! Tatlos schmachtet er hin an den Ufern des heimatlichen Stromes, den er so oft verherrlicht; während ich mich berausche an seinen Liedern, hat er vielleicht vergessen, daß er jemals eines gedichtet.«⁸

Auch später konnte ein gründlicher philologischer Umgang mit dem Text an Hölderlins Ausgangskonstellation natürlich nicht vorbeigehen. Das belegt etwa das 1935 erschienene Standardwerk von Paul Böckmann »Hölderlin und seine Götter«, in dem es diesbezüglich heißt: »Es ist nicht die Schlacht zwischen zwei Staaten und Völkern gemeint, sondern der Befreiungskampf von einer überlebten Regierungs- und Staatsform, der Durchbruch zum erfüllten Volksleben. Hölderlin fühlt sich als Ausdeuter der Revolution und läßt das Bild der Schlacht durch die Eigenart der innerstaatlichen Auseinandersetzung bestimmt sein.«⁹ Doch die öffentliche Rezeption in Deutschland zu dieser Zeit verlief längst in anderen Bahnen. Die Weichen dafür waren um 1914 gestellt worden. Am Anfang des 20. Jahrhunderts kam es zu einem für die Wirkungsgeschichte Hölderlins folgenreichen Zusammentreffen neuer wissenschafts- und zeitgeschichtlicher Entwicklungen. Auf der einen Seite fand in der Hölderlin-Forschung ein Paradigmenwechsel von der historischen Schule Wilhelm Scherers zu der lebensphilosophisch bestimmten Hermeneutik Wilhelm Diltheys statt, durch die – zusammen mit Einflüssen der Ästhetik des Symbolismus im Sinne Stefan Georges – die Arbeiten Norbert von Hellingraths geprägt sind, der nach sensationellen Handschriftenfunden im Jahre 1909 zum Begründer der ersten historisch-kritischen Hölderlin-Ausgabe wurde. In ihrer Auseinandersetzung mit dem Positivismus der Scherer-Schule, die keinen Zugang zum Spätwerk Hölderlins (und letztlich zu dessen dichterischer Größe überhaupt) gefunden hatte, distanzierten sich Dilthey und Hellingrath schroff von jeder historischen Betrachtungsweise zugunsten des Strebens nach hermeneutischer Unmittelbarkeit, »bei der das entdeckende Subjekt seiner Auflösung in der Verschmelzung mit seinem Gegenüber zustrebt«, was einen »mimetischen Sprachstil« zur Folge hat, »der nicht erklärt, son-

8 Georg Herwegh: Ein Verschollener (Friedrich Hölderlin). In: Meisterwerke deutscher Literaturkritik. Hrsg. von Hans Mayer. Bd. 2. Berlin 1956. S. 229.

9 Paul Böckmann: Hölderlin und seine Götter. München 1935. S. 179.

dem kündigt«¹⁰. Dieses Für-gegenwärtig-Nehmen der Sprache Hölderlins, ohne nach ihren historischen Voraussetzungen zu fragen, begünstigte die Entstehung des nationalistischen Hölderlin-Mythos, der um 1914 manifest wurde, als eine junge deutsche, von Stefan George und seinem Kreis beeinflusste Intelligenz im Kriegsausbruch die große Möglichkeit zur Selbsterneuerung zu finden glaubte und bereit war, sich für Georges »geheimen Deutschland« zu opfern. Norbert von Hellingsgrath, der ein Jahr als Lektor an der École Normale Supérieure in Paris gearbeitet hatte, war keineswegs ein bornierter Nationalist und stand dem Krieg anfangs zwiespältig gegenüber. Aber er wurde doch mehr und mehr in die nationalistischen Stimmungen mit hineingezogen, was die Vorrede zum vierten Band seiner Werkausgabe und vor allem zwei von ihm 1915 während eines Heimaturlaubs gehaltene Vorträge belegen. Sein Tod bei Verdun am 14. Dezember 1916 führte dann dazu, daß die Gestalt Hellingsgraths zum Zeugnis für vaterländische Opferbereitschaft in der Nachfolge seines Dichters stilisiert wurde: »Der nationalistisch präparierte Hölderlin wurde das Idol der bündischen Jugend und ideologischer Besitz eines zumeist reaktionären Bürgertums.«¹¹ 1918 beispielsweise deutete der Mitarbeiter an der Hölderlin-Ausgabe Hellingsgraths Friedrich Seebaß in »Westermanns Monatshefte« das Gedicht »Der Tod fürs Vaterland« nun uneingeschränkt im Sinne eines deutschen Chauvinismus: »Wer dächte bei diesen Strophen nicht an die Taten unserer Heldenjugend von Langemark, die voll Begeisterung mit Vaterlandsliedern auf den Lippen gegen die feindlichen Söldner in Sieg und Tod zogen!«¹²

Diese Instrumentalisierung Hölderlins für deutschnationale Bestrebungen seit dem Ersten Weltkrieg, an die die Nazis 1933 lückenlos anschließen konnten, blieb allerdings im Deutschland der Weimarer Republik nicht un widersprochen. Walter Benjamin war es, der 1930 im Zusammenhang mit dem Buch von Max Kommerell »Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik« derartigen Versuchen entschieden entgegentrat. Es heißt bei ihm: »Hölderlin war nicht vom Schlage derer, die auferstehen, und das Land, dessen Sehern ihre Visionen über Leichen erscheinen, ist nicht das seine. Nicht eher als gereinigt kann diese Erde wieder Deutschland werden und nicht im Namen Deutschlands gereinigt werden, geschweige denn des ge-

10 Henning Both: »Ein Zeichen sind wir, deutungslos«: die Rezeption Hölderlins von ihren Anfängen bis zu Stefan George. Stuttgart 1992. S. 75.

11 Ebenda. S. 112.

12 Friedrich Seebaß: Hölderlin als vaterländischer Dichter. In: Westermanns Monatshefte 63(1918)4. S. 366.

heimen, das von dem offiziellen zuletzt nur das Arsenal ist, in welchem die Tarnkappe neben dem Stahlhelm hängt.«¹³

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten blieb in Deutschland kein Raum mehr für solche Stimmen. Aber sie waren deshalb nicht zum Schweigen gebracht. In den Zeitschriften und Zeitungen des antifaschistischen Exils finden sich mehrfach Beiträge, die sich mit dem Mißbrauch Hölderlins im dritten Reich auseinandersetzen. Der erste erschien bereits im Dezember 1933 im vierten Heft der von Klaus Mann im Querido-Verlag Amsterdam herausgegebenen Zeitschrift »Die Sammlung« unter dem Titel »Friedrich Hölderlin und diese Deutschen«. Mit einem ausführlichen Zitat aus dem Deutschland-Kapitel des Romans »Hyperion oder Der Eremit in Griechenland«, an das der Verfasser Wilhelm Herzog die Frage angeschlossen, wie es Hölderlin wohl in Hitlerdeutschland ergangen wäre, »lebte er heute und hätte es gewagt, diese Sätze 1933 zu veröffentlichen«¹⁴, wurde hier ein Stichwort geliefert, das andere Periodika der Emigration mehrfach wieder aufgegriffen haben. Ein Abdruck dieses Kapitels mit der berühmten Kritik an den Deutschen findet sich im April/Mai-Heft 1937 der von Brecht, Feuchtwanger und Bredel geleiteten literarischen Monatsschrift »Das Wort« ebenso wie im Juni-Heft 1943 der »Internationalen Literatur. Deutsche Blätter«, in dem Johannes R. Becher im redaktionellen Teil Hölderlin aus Anlaß seines 100. Todestages gewürdigt hat. An gleicher Stelle war 1935 auch Georg Lukács' Aufsatz »Hölderlins ›Hyperion‹« erschienen, der nach 1945 für das Bemühen um ein marxistisch intendiertes Hölderlin-Bild wichtige Anregungen geben sollte.

Neben der Betonung von Hölderlins kritischer Auseinandersetzung mit den bornierten deutschen Zuständen seiner Zeit spielte in der Argumentation der exilierten Antifaschisten – gleichsam im Anschluß an Momente der Hölderlin-Rezeption im Vormärz – sein Verhältnis zur Französischen Revolution und ihrer sozialen Utopie eine zentrale Rolle. Lukács' Urteil über den »Hyperion« gipfelte bekanntlich in der Formel von der »objektivsten Citoyenepik der bürgerlichen Entwicklung«, die der »lyrisch-elegische Roman Hölderlins«¹⁵ darstelle. Genauer vorgestellt werden soll als Beispiel für den Einsatz emigrierter Antifaschisten gegen den Mißbrauch Hölderlins

13 Walter Benjamin: Wider ein Meisterwerk. Zu Max Kommerell »Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik«. In: Gesammelte Schriften. Bd. 3: Kritiken und Rezensionen. Frankfurt am Main 1972. S. 259.

14 Julian Sorel [d. i. Wilhelm Herzog]: Friedrich Hölderlin und diese Deutschen. In: Die Sammlung 1(1933)4. S. 206.

15 Siehe Georg Lukács: Goethe und seine Zeit. Berlin 1950. S. 199.

hier jedoch ein weniger bekannter Beitrag, der aus Anlaß des 165. Geburtstages im März 1935 in der Sonntags-Beilage des »Pariser Tageblatt« veröffentlicht worden ist. Unter der Überschrift »Friedrich Hölderlin. Eine sehr notwendig gewordene Erinnerung« wird der Dichter dort als ein von der Französischen Revolution inspirierter »begeisterter Sänger der allmenschlichen Freiheit und der umfassenden Menschenliebe« beschworen, dessen Patriotismus darin bestand, daß er gehofft und gewünscht hat, in »diesem großen Bund von Freiheit und Liebe [...] eines Tages auch sein Vaterland« sehen zu können. Als Beleg für diese Gesinnung Hölderlins zitiert der Verfasser Arthur Seehof – und das macht diesen Beitrag auch in Hinblick auf Späteres besonders interessant – ausführlich aus dem Trauerspielfragment »Der Tod des Empedokles«. Und zwar aus der großen Verkündigung des Titelhelden, mit der dieser den Agrigentinern sein Vermächtnis offenbart, nachdem er die ihm angebotene Königswürde als überzeugter Republikaner zurückgewiesen hat:

*So wagt's! was ihr geerbt, was ihr erworben,
Was euch der Väter Mund erzählt, gelehrt,
Gesetz und Brauch, der alten Götter Namen,
Vergeßt es kühn und hebt, wie Neugeborne,
Die Augen auf zur göttlichen Natur,
Wenn dann der Geist sich an des Himmels Licht
Entzündet, süßer Lebensothen euch
Den Busen wie zum ersten Male tränkt
Und goldner Früchte voll die Wälder rauschen
Und Quellen aus dem Fels, wenn euch das Leben
Der Welt ergreift, ihr Friedensgeist, und euch's
Wie heil'ger Wiegensang die Seele stillt,
Dann aus der Wonne schöner Dämmerung
Der Erde Grün von neuem euch erglänzt
Und Berg und Meer und Wolken und Gestirn,
Die edeln Kräfte, Heldenbrüdern gleich,
Vor euer Auge kommen, daß die Brust,
Wie Waffenträgern, euch nach Taten klopft
Und eigener schöner Welt, dann reicht die Hände
Euch wieder, gebt das Wort und teilt das Gut,
O dann, ihr Lieben, teilet Tat und Ruhm
Wie treue Dioskuren; jeder sei
Wie alle – wie auf schlanken Säulen, ruh*

*Aufricht'gen Ordnungen das neue Leben,
Und euern Bund befest'ge das Gesetz.¹⁶*

»Gibts schöneren Freiheits- und Befreiungs-Sang als diesen?« – so fragt der Verfasser, um dann fortzufahren: »Schließt er nicht alles ein, was von der französischen Revolution, von der Verkündigung der Menschenrechte her, ein ganzes Jahrhundert hindurch, von wahrhaft Freien in leichter, aber auch in schwerer wissenschaftlicher Prosa gesagt, begründet und gefordert worden ist? (Und einen solchen Sänger haben nationalsozialistische Sklavenhalter für sich zu reklamieren gewagt?! Wie brutal und schamlos muß eine Tyrannei sein, die es wagt, in einem Atemzug von einem Hölderlin und einem – Zuhälter zu sprechen, ja zu singen?! Ekel, rein körperlicher Ekel kann einen darob nur schütteln ... Hölderlin – ... Horst Wessel. Hier gibt es aber auch nicht die allerschmalste Brücke, nur Abgründe, unüberbrückbare Abgründe.)«¹⁷

Fünfunddreißig Jahre später, 1970, wird zum 200. Geburtstag des Dichters ein Autor, der in seiner Jugend ebenfalls vor dem deutschen Faschismus Zuflucht im Exil suchen mußte, ein Beispiel schöpferischer Hölderlin-Rezeption vorlegen, das mit Grundgedanken des Artikels im »Pariser Tageblatt« korrespondiert: Gemeint ist Peter Weiss mit seinem Theaterstück »Hölderlin«. Doch bevor wir uns diesem etwas genauer zuwenden können, muß noch ein Blick auf Entwicklungen in der Forschung zwischen 1943 und 1970 geworfen werden.

Am 8. Mai 1945 war auch Hölderlin von der Tyrannei derer befreit worden, die ihn für ihren die Menschheit bedrohenden Vernichtungskrieg zu mißbrauchen versucht hatten. Die Hölderlin-Gesellschaft war an keinen »Dichter« Schumann mehr als Präsidenten gebunden; dies Amt übernahm bis 1955 der ursprüngliche Vizepräsident Paul Kluckhohn. Doch die Hölderlin-»Legende« wirkte auch nach 1945 »reaktionsbildend fort – als Tabu über die Frage nach den politischen Dimensionen und der politischen Relevanz der Hölderlinforschung. Sie trug damit bei zur Rephilologisierung der Debatte um den Dichter«, die »im Zeichen der Werkimmanenz«¹⁸ stand. Denkt man in diesem Zusammenhang an die Arbeiten Friedrich Beißners und seiner Schule, so steht außer Frage, daß auf diesem Weg Bedeutendes geleistet worden ist. In der Nachfolge Heideggers wurde aber auch, wie der

¹⁶ Siehe Friedrich Hölderlin. *Sämtliche Werke und Briefe*. Hrsg. von Günter Mieth. Bd. 2. München 1970. S. 67f.

¹⁷ »Pariser Tageblatt« vom 24. März 1935 (Sonntagsbeilage).

¹⁸ Henning Bothe: »Ein Zeichen sind wir, deutungslos«. S. 219.

französische Germanist Robert Minder 1965 kritisch anmerkte, Hölderlin weiterhin »in einer aufdringlichen und dumpfen, Wortschollen zusammenkläubenden Sprache verschwarzwäldert«. In seinem Festvortrag vor der Hölderlin-Gesellschaft in Tübingen, aus dem dieses Zitat stammt, brachte Minder das Schicksal Hölderlins vor und nach 1945 auf die folgende Formel: »Der Feind der Priester war in die Hände der Hohepriester gefallen. Innerhalb eines halben Jahrhunderts ist Hölderlin sakralisiert und zugleich Ware geworden, kämpferisch untermalt zur Zeit von ›Mein Kampf‹, schicksalhaft auswattiert seither, Literaturgeschichten für Schule und Bürgerhaus haben den Kriegsschmuck stillschweigend abgelegt, walten als Raumpflegerinnen – Hölderlin, Rilke, Trakl ihre Lieblingsobjekte.«¹⁹

Sowohl der Zeitpunkt dieser Äußerung – 1965 – als auch der Umstand, daß es ein französischer Germanist war, der diesen kritischen Einwand gegen den Grundtenor der vorherrschenden Hölderlin-Deutung erhob, sind von symptomatischer Bedeutung. Im Kontext der beginnenden Studentenbewegung kam es in der Bundesrepublik damals auch zur Auseinandersetzung um Rolle und Verantwortung der deutschen Germanistik im dritten Reich. Und da die wenigen in der Nachfolge von Lukács in der DDR unternommenen Versuche, Hölderlin anders, d. h. auf historisch-materialistische Weise zu verstehen, unter den damaligen Bedingungen ohne Resonanz geblieben waren, kam Vertretern der französischen Germanistik, die zur geschichtlichen Epoche Hölderlins von Haus aus ein wesentlich anderes Verhältnis mitbrachten als ihre westdeutschen Fachkollegen, eine besondere Rolle zu, wenn nach Alternativen zum traditionellen deutschen Bild des Dichters gesucht wurde. Vor allem mit dem Namen Pierre Bertaux ist ein Paradigmenwechsel in der Hölderlin-Forschung verbunden, der noch einmal wie um 1914 – nun aber mit einer entgegengesetzten Tendenz – neuen zeitgeschichtlichen Konstellationen entsprach und Hölderlin zu neuer Aktualität verhalf. Im Hölderlin-Jahrbuch 1967/1968 erschien Bertaux' Aufsatz »Hölderlin und die Französische Revolution«, dessen erweiterte Fassung dann 1969 als Band 344 der für die Konstituierung eines neulinken Bewußtseins in der Bundesrepublik so wichtigen edition suhrkamp herausgebracht wurde.²⁰ Unabhängig davon, wie man zu einzelnen seiner Thesen steht – vor allem die Sicht auf Hölderlins Krankheit als bewußte Verstellung des politisch Gefährdeten hat wohl doch nicht standhalten können –,

19 Robert Minder: »Hölderlin unter den Deutschen« und andere Aufsätze zur deutschen Literatur. Frankfurt am Main 1968. S. 43f.

20 Seine Einleitung zu diesem Band begann Bertaux mit dem Satz: »Hölderlins Dichtung eine politische Bedeutung beizumessen, galt der (west)deutschen Hölderlin-Forschung

ein Ignorieren der Bedeutung, die der Französischen Revolution und den von ihr inspirierten Bestrebungen der süddeutschen Republikaner für Leben und Werk des Dichters zukommt, war von nun an jedenfalls nicht mehr möglich. Und: Der so neu gesehene Hölderlin konnte zu einem unmittelbaren Partner für Schriftsteller werden, die sich in ihrer von der Studentenbewegung und ihren revolutionären Hoffnungen geprägten Gegenwart mit der Frage nach den Möglichkeiten gesellschaftlicher Erneuerung konfrontiert sahen. Die Folge daraus: Kein Hölderlin-Jubiläum hat bisher einen so starken Widerhall in der zeitgenössischen Literatur gefunden wie der 200. Geburtstag im Jahre 1970.

Uns soll – wie bereits angekündigt – in diesem Zusammenhang das Stück von Peter Weiss näher beschäftigen, das jedoch nur ein Beispiel hierfür darstellt. Zu denken wäre auch an Martin Walsers Rede »Hölderlin zu entsprechen« und Peter Härtlings romanhaft-biographisches Hölderlin-Buch oder – innerhalb der DDR-Literatur – an Stefan Hermlins Hörspiel »Scardanelli« und den DEFA-Film »Hälfte des Lebens«, ganz zu schweigen von Lyrik (und Dramatik) Volker Brauns. Doch bietet sich das Stück des durch seinen »Marat« international bekannt gewordenen Dramatikers Weiss sowohl wegen der Konsequenz seiner Fragestellung als auch von seiner Wirksamkeit als Theaterstück hier auf exemplarische Weise für unsere Zwecke an. Auch wird hier der Zusammenhang mit der veränderten Situation innerhalb der Hölderlin-Forschung besonders deutlich: 1972 erschienen als Suhrkamp-Taschenbuch Materialien zu dem ein Jahr zuvor vom gleichen Verlag veröffentlichten Hölderlin-Stück. Unter dem Titel »Der andere Hölderlin« sind in diesem Band von Lukács bis Bertaux Belege für eine mit Weiss' Sicht korrespondierende literaturwissenschaftliche Rezeption versammelt, die zumindest teilweise auch von Weiss selbst für seine Arbeit genutzt worden waren.

Für Peter Weiss, der sich beim Schreiben seines Stückes, wie er 1970 im Tagebuch notierte, Hölderlin in seine Gegenwart zu holen beabsichtigte, »um eine Gestalt entstehen zu lassen, die eine Problematik ausdrückt, die für mich aktuell ist«²¹, für Peter Weiss stand das Verhältnis Hölderlins zur

noch bis vor kurzem als Häresie.« (Hölderlin und die Französische Revolution. Frankfurt am Main 1969. S. 9.) – Die einschränkende Klammer begründete er in den Anmerkungen u. a. mit einem Hinweis auf anders orientierte Hölderlin-Studien, die 1952/1953 und 1963 in der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig veröffentlicht worden waren.

21 Peter Weiss: Notizen zum »Hölderlin«-Stück. In: Der andere Hölderlin. Materialien zum »Hölderlin«-Stück von Peter Weiss. Hrsg. von Thomas Beckermann und Volker Canaris. Frankfurt am Main 1972. S. 128.

Revolution im Mittelpunkt des Interesses. Die szenische Darstellung seines Lebens, die sich weitgehend an die belegten biographischen Details hält, kreist immer wieder um diesen Punkt, um im Epilog die tragische Gestalt des Dichters zusammenfassend erklären zu lassen:

*Ich war der Revoluzion idealisch so gewis
dass es mich grauenhaft aus den Zusammenhängen riss
als das Versprochne sich nicht mehr erkennen liess
und ich Gefangenschaft nur fand anstatt ein Paradis.²²*

Für Weiss die Grunderfahrung auch der Revolutionäre des 20. Jahrhunderts – sein Trotzki-Stück hatte bereits davon gehandelt.

In Hölderlins Werk mußte für ihn daher von besonderer Aktualität sein, was aus der Auseinandersetzung mit revolutionären Bestrebungen seiner Zeit hervorgegangen war. Parallel zu Bertaux, der in den Trauerspielfragmenten »Der Tod des Empedokles« den Entwurf eines Festspiels für die Schwäbische Republik sah, die 1798/1799 nach dem Beispiel der Helvetischen Republik von süddeutschen Demokraten erhofft worden war, zu denen Hölderlin über seinen Freund Isaak von Sinclair in Verbindung stand, wird für Peter Weiss der große dramatische Torso des Dichters zum wichtigsten Zeugnis für dessen revolutionären Geist. Und so ist »Der Tod des Empedokles« auch das einzige Werk, das in der von Weiss geschaffenen szenischen Biographie explizit eine Rolle spielt. Zu Beginn des 2. Aktes, genau im Zentrum des Stückes, stellt Hölderlin bei Weiss 1799 in Homburg Sinclair und den herbeigereisten Freunden Hegel, Neuffer, Schelling und Schmid seine Empedokles-Dichtung vor. Die Version des Trauerspiels, die dabei Gestalt annimmt, nutzt Elemente aus allen drei überlieferten Fragmenten. Empedokles' berühmtes Wort »Dies ist die Zeit der Könige nicht mehr«²³ aus dem zweiten Akt der ersten Fassung fehlt ebensowenig wie der Fluch des Gegenspielers Hermokrates. Allerdings läßt Weiss die Vertreibung des Empedokles aus Agrigent im Unterschied zum Hölderlinschen Original auf dessen republikanisches Bekenntnis folgen. Für ihn liegt das Schwergewicht auf der Situation des geflüchteten Empedokles am Ätna; zu einer Versöhnung mit den Agrigentinern wie in der ersten Fassung bei Hölderlin kommt es bei ihm nicht. Dies hängt mit der auf die Gegenwart des Jahres 1970 zielenden Perspektive zusammen, die bei ihm das Trauerspiel

²² Peter Weiss: Hölderlin. Stück in zwei Akten. Neufassung. Berlin 1977. S. 165.

²³ Siehe Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe. Hrsg. von Günter Mieth. Bd. 2. München 1970. S. 65.

erhält. (So wie ja auch Hölderlin seinerseits die Gestalt des antiken Naturphilosophen Empedokles genutzt hatte, um sich mit der eigenen Zeit auseinanderzusetzen!) Für die Verwandlung des Hölderlinschen Textes in einen von Peter Weiss gewinnt eine kleine Szene, der zweite Auftritt des zweiten Akts der ersten Fassung, einen besonderen Stellenwert. In ihr bittet bei Hölderlin Pausanias, der Jünger und Freund des Empedokles, der seinen Lehrer begleitet, einen Bauern um »Brot und Wein«, was dieser zuerst aus einem allgemeinen Mißtrauen den städtisch wirkenden Fremden gegenüber verweigert, dann aber auch, weil er in Empedokles den »Verfluchten von Agrigent«²⁴ erkennt. Bei Weiss möchte Pausanias von dem Bauern »etwas Mais und eine Calebass voll Wasser«²⁵ kaufen, was ihm auf die gleiche Weise wie im Original verweigert wird. Die auffällige Veränderung in der Wortwahl setzt sich fort, wenn der Chor wenig später davon berichtet, daß Empedokles und Pausanias sich »durchs Dikicht das von Schlangen Scorpionen und Mosquitos wimmelt«²⁶ kämpfen müssen. Zu dieser Verschiebung des geographischen Raums tritt eine weitere Situationsänderung hinzu. Empedokles und Pausanias werden verfolgt von »schwer bewaffneten Cohorten LeibGardisten aus dem Stall der Priesterschaft und StaatsBeamten«,²⁷ von »Söldnern«, wie es etwas später heißt. Andererseits schließen sich ihnen »auf der HochEbene« ein »paar FeldArbeiter« an, »die ihre Herrn voll Hass verliessen«.²⁸ Doch können »Empedokles und seine KampfGefährten« den »Söldnern die sie mit Geschossen überschütten«²⁹ nur kurze Zeit standhalten. Pausanias fällt, Empedokles selbst rettet sich vor den Verfolgern durch den Sprung in den Krater des Ätna.

Es ist unschwer zu erkennen, daß Weiss 1970 auf den Hölderlinschen Empedokles eine damals höchst gegenwärtige Geschichte projiziert: die von Kampf und Tod Che Guevaras, des Idols der Studentenbewegung von 1968, im bolivianischen Bergland. Und so klingt das letzte Wort des Weiss'schen Hölderlins über seine Empedokles-Gestalt wie ein Nachruf auf den lateinamerikanischen Revolutionär:

*Denn er
der nie sich selber
zum Verräther wurde
der keinen Tag*

24 Ebenda. S. 54.

25 Peter Weiss: Hölderlin. S. 111.

26 Ebenda. S. 113.

27 Ebenda. S. 112.

28 Ebenda. S. 114.

*von seinen Tagen abgab
 an die Feigen
 er wird den nach ihm Kommenden
 zum Vorbild
 War ihm und den Genossen
 die Zeit auch noch nicht günstig
 so werden wir doch sehn
 wie alle Schmähung
 alles falsche Lispeln
 sich verflüchtigt
 und dauerhaft nur bleibt
 die Handlung dieser Wenigen
 die zu Vielen werden.³⁰*

Zur Konzeption des Stückes von Peter Weiss gehört aber auch, daß diese Worte auf einer anderen Ebene genauso für Hölderlin selbst gelten, der in seinen Augen als Dichter in gleicher Unbedingtheit standgehalten hat. In diesem Zusammenhang gewinnt die letzte Szene des Stückes besondere Bedeutung, in der von der überlieferten Biographie Hölderlins abgewichen wird, indem es zu einem fiktiven – aber historisch möglich gewordenen – Besuch des jungen Redakteurs der »Rheinischen Zeitung« Karl Marx beim alten Hölderlin in seinem Tübinger Turmzimmer kommt. Dieser Einfall des Dramatikers schließt ein literarisches Zitat ein, dessen Verwendung gleichzeitig noch einmal den Wandel in der Tradition der Hölderlin-Rezeption bewußt macht, für den das Stück von Peter Weiss steht. Der Gedanke an eine mögliche – und aus seiner Sicht notwendige – Begegnung zwischen Marx und Hölderlin stammt von Thomas Mann und wurde in den zwanziger Jahren formuliert. Zuerst 1922 in seinem Essay »Goethe und Tolstoi. Fragmente zum Problem der Humanität«; dann – auf das dort Gesagte zurückgreifend – 1929 im Aufsatz »Kultur und Sozialismus«, wo es heißt: »Ich sagte, gut werde es erst stehen um Deutschland, und dieses werde sich selbst gefunden haben, wenn Karl Marx den Friedrich Hölderlin gelesen haben werde –, eine Begegnung, die übrigens im Begriffe sei, sich zu vollziehen. Ich vergaß, hinzuzufügen, daß eine einseitige Kenntnisnahme unfruchtbar bleiben müßte.«³¹ Thomas Mann ging es 1929 um einen »Bund

29 Ebenda. S. 122.

30 Ebenda. S. 123f.

31 Thomas Mann: Kultur und Sozialismus. In: Gesammelte Werke. Bd. 11. Berlin 1955. S. 714.

und Pakt der konservativen Kulturidee mit dem revolutionären Gesellschaftsgedanken«³², und es war für ihn selbstverständlich, daß Hölderlin dabei im Sinne des von Dilthey, Hellingrath und George geprägten Bildes die konservative Kulturidee repräsentierte. Bei Weiss stellt sich der Zusammenhang zwischen Marx und Hölderlin ganz anders dar, obwohl es auch ihm um eine noch herzustellen Verbindung geht, die alles andere als selbstverständlich ist. Es geht ihm – wie Hans Mayer seinen Beitrag zu dem Sammelband »Der andere Hölderlin« von 1972 überschrieben hat – um die »zweifache Praxis der Veränderung«, genauer: um »die Zulässigkeit von zwei Formen einer veränderten Praxis: durch revolutionäre Kunst und durch revolutionäre Aktion«³³. Seine Marx-Figur läßt Weiss gegenüber seiner Hölderlin-Figur die Gleichberechtigung von bewußtem gesellschaftsverändernden Handeln und dichterischer Vision der Veränderung verkünden:

*Alle Wege sind
nutzbar zu machen
um aus dem Gedanken der Revolution
die revolutionäre Tat
werden zu lassen
Ein Weg
zur Vorbereitung
grundlegender Veränderungen
ist die Analyse der konkreten
historischen Situation
Ein anderer Weg ist
die visionäre Formung
tiefster persönlicher Erfahrung.*³⁴

In seinem bereits zitierten Beitrag hat Hans Mayer herausgearbeitet, wie dieses Konzept von Weiss als ein permanentes Fortschreiben vom Marat zum Trotzki- und schließlich zum Hölderlin-Stück entstanden ist. Und er hat damals – 1972 – unterstrichen, wie wenig die von Weiss beschwore-

32 Ebenda.

33 Hans Mayer: Die zweifache Praxis der Veränderung (Marat – Trotzki – Hölderlin). In: Der andere Hölderlin. Materialien zum »Hölderlin«-Stück von Peter Weiss. Hrsg. von Thomas Beckermann und Volker Canaris. Frankfurt am Main 1972. S. 213.

34 Peter Weiss: Hölderlin. S. 158f.

35 Hans Mayer: Die zweifache Praxis der Veränderung. S. 216.

ne Synthese von Kunstrevolution und wahrhaft revolutionärer Gesellschaftsveränderung »für den durch Lenin und Trotzki begründeten Staat« gegolten hat. Sein damaliges Urteil: »Im Augenblick utopisch in jenem Sinne, daß es keine gesellschaftliche Realität gibt, die dazu adäquat wäre«³⁵, ist durch den geschichtlichen Verlauf mehr als bestätigt worden. Die Hölderlin-Rezeption des Jahres 1970 bei Weiss (aber auch die bei Martin Walser oder Volker Braun und anderen, über die hier nicht gesprochen werden konnte) ist in dem Sinne historisch geworden, daß wir uns nur noch aus der Distanz unserer neuen Erfahrung mit ihr in Beziehung setzen können. Ihre Ergebnisse wie das Hölderlin-Stück von Peter Weiss sind aber zugleich Bestandteile der Literaturgeschichte und werden als solche immer wieder zu neuer Rezeption herausfordern.

Ein Rückblick auf öffentliche Hölderlin-Ehrungen 1970

von Günter Mieth*

Es geht in diesem Beitrag um das letzte Hölderlin-Jubiläum vor dem, das wir in diesem Jahr begehen, und um das erste nach 1943. Aber während das Gedenkjahr 1943, über das Gerhard Kurz in Tübingen gesprochen hat¹, für die Heutigen in die historische Distanz gerückt ist, so daß eine differenzierte Wertung ermöglicht wird, trifft dies keineswegs gleichermaßen auf das Jahr 1970 zu. Der geschichtliche und wissenschaftsgeschichtliche Abstand zu diesem Datum ist schwer herzustellen, zumal für damals schon Beteiligte². Dieser Vorspruch ist nötig, um den Erwartungshorizont von vornherein einzuengen. In den folgenden Ausführungen wird kein wissenschaftsgeschichtliches Résumé geboten. Gesprochen werden soll in meinem Vortrag auch nicht von der literarischen Rezeption Hölderlins aus Anlaß seines 200. Geburtstages: nicht von der Vielzahl der Gedichte, die in diesem Umfeld entstanden, nicht von Stephan Hermlins Hörspiel »Scardanelli« und nicht von Peter Weiss' Hölderlin-Stück. Gesprochen werden soll auch nicht von den Hölderlin-Editionen des Jahres 1970³ oder von der her-

* Vortrag, gehalten auf dem von jungen Hölderlin-Forschern der Universität Leipzig veranstalteten Colloquium »Friedrich Hölderlin 1843/1993«, das vom 1. bis 3. Juli 1993 stattfand.

- 1 Siehe Gerhard Kurz: Hölderlin 1943. In: Tübinger Blätter 1993/1994. S. 65-69. Die ausführliche Fassung dieses Vortrags wird im Hölderlin-Jahrbuch (fortan HJb) Bd. 29 erscheinen. Einen kurzen Überblick über die Wirkungsgeschichte Hölderlins seit 1843 bietet G. Mieth in: Hölderlins Werke in zwei Bänden. Bd. 1. Berlin und Weimar 1989. S. LVI – LXVI.
- 2 An der 1970 im Aufbau-Verlag Berlin und Weimar und im Carl Hanser Verlag München erschienenen Edition sämtlicher Werke und Briefe Friedrich Hölderlins waren neben dem Herausgeber Günter Mieth die Leipziger Wissenschaftler Klaus Pezold, Jürgen Werner und Horst Nalewski beteiligt. Im gleichen Jahr gab Klaus Pezold Friedrich Hölderlins »Hyperion« und »Empedokles« beim Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig heraus.
- 3 Siehe Fußnote 2 und die schon 1969 im Insel Verlag erschienene Ausgabe der Werke und Briefe Hölderlins. Hg. von Friedrich Beißner und Jochen Schmidt. Sowie: Friedrich Höl-

vorragenden, von Werner Volke erarbeiteten Ausstellung des Schiller-Nationalmuseums Marbach am Neckar⁴. Rekapituliert werden soll nur der öffentliche wissenschaftliche Diskurs in Form des konkreten Hergangs. Über einzelne Stationen soll berichtet werden, um die Möglichkeit zu haben, sich noch einmal jener Bekundungen und Debatten des Jahres 1970 zu vergewissern.

1

In der erst kürzlich erschienenen Anthologie zeitgenössischer Gedichte an Hölderlin⁵ findet sich folgender 1970 veröffentlichte Text nicht:

Hölderlin
Du heilig Helden-Herz,
Im Gram der Welt geglüht
Zur lautern Stimm aus Erz,

Du heilig Kind-Gemüt,
Am Kreuz im Todesschmerz
Von Gnade überblüht,

Sturm und Gebet, dein Lied
Mit Menschen- und Engelszungen
Hat still in Eins gezwungen,
Was Erd und Himmel schied,
Neues Segens-Wort Gott entrungen.⁶

Natürlich fehlt dieses Gedicht wie auch andere Reimereien zurecht in dem Reclam-Heftchen. Der Verfasser – Gerhard Schumann, jener Gerhard Schumann, der 1943 durch den »Reichsminister Dr. Goebbels« zum Präsidenten der Hölderlin-Gesellschaft berufen wurde⁷ – sieht darin Hölderlin immer noch »als den wahrhaft heldischen Kämpfer um sein Werk«⁸, und

derlin. Sämtliche Gedichte. Studienausgabe in zwei Bänden. Hrsg. u. kommentiert von Detlev Lüders. Bad Homburg v. d. H. 1970.

4 Siehe: Hölderlin. 1770 - 1970. Eine Ausstellung des Schiller-Nationalmuseums Marbach am Neckar zum 200. Geburtstag. (Sonderausstellung des Schiller-Nationalmuseums. Katalog 21. Hrsg. von Bernhard Zeller. Ausstellung und Katalog Werner Volke.)

5 Siehe: An Hölderlin. Zeitgenössische Gedichte. Hrsg. von Hiltrud Gnüg. Stuttgart 1993.

6 Klüter Blätter 21(1970)4 (Rückseite des Umschlags).

7 Siehe dazu: Iduna. Jahrbuch der Hölderlin-Gesellschaft. Bd. 1. Tübingen 1944.

8 Gerhard Schumann: Hölderlin – Dank und Bekenntnis. In: Klüter Blätter. Sonderheft Weihnachten 1970. S. 19. Bei diesem Text handelt es sich um eine Rede anlässlich der

die von ihm im selben Jahr veröffentlichte Rede schloß er mit den letzten Versen der Ode »Der Tod fürs Vaterland«, sie auf den 2. Weltkrieg beziehend: »... Lebe droben, o Vaterland/ Und zähle nicht die Toten! Dir ist,/ Liebes! nicht Einer zu viel gefallen.«⁹ Dies also gab es 1970 noch – ein reichliches Vierteljahrhundert nach der Gründung der Hölderlin-Gesellschaft vor nunmehr 50 Jahren. Natürlich war diese schlichtweg reaktionäre Stimme, obschon Ausdruck eines Kontinuums über 1945 hinweg, ein Sondern in der Hölderlin-Rezeption jener Zeit. Immerhin aber nahm Adolf Beck unter die von ihm zusammengestellten »Stimmen über Hölderlin« in der mit Paul Raabe 1970 herausgegebenen Hölderlin-Chronik¹⁰ die Hölderlin-Ode Josef Weinhebers vom Jahre 1943 auf, unkommentiert, freilich ohne die letzte Strophe, die da eben lautet:

*Aufbruch wieder ist nun, da du uns führst, es ist
deutsche Zeit. Und so war keine wie diese deutsch,
für uns, Genius, spür schon,
wie Gefallne dir jauchzen, Held!*¹¹

Josef Weinheber lebte 1970 nicht mehr. Er hatte sich bekanntlich im April 1945, als die Rote Armee vorrückte, in Niederösterreich durch eine Überdosis Schlaftabletten das Leben genommen. Davon ist weiter nicht zu sprechen. Der Hinweis auf die beiden Gedichte von Schumann und Weinheber sollte nur eine Andeutung dessen vermitteln, was 1970 noch nicht völlig in die Vergangenheit gerückt war.

2

Zum Verständnis der öffentlichen Hölderlin-Ehrungen 1970 sowie der in jenem Jahr heftig und kontrovers geführten Debatte ist ein Rückgriff auf die Tagung der Hölderlin-Gesellschaft von 1968 in Düsseldorf notwendig. Diese Tagung fand kurz nach den Pariser Mai-Ereignissen statt.¹² Auf ihr

»Hölderlin-Stunde« der »Tage der deutschen Kultur« 1970.

9 Ebenda. S. 32.

10 Hölderlin. Eine Chronik in Text und Bild. Hrsg. von Adolf Beck und Paul Raabe. Frankfurt am Main 1970.

11 Josef Weinheber: Sämtliche Werke. Hrsg. von Josef Nadler u. Hedwig Weinheber. Bd. 2: Gedichte. Zweiter Teil. Salzburg 1954. S. 432.

12 Zu erinnern ist aber auch an den turbulenten Berliner Germanistentag dieses Jahres, der die Unmutsparole »Schlagt die Germanistik tot, färbt die blaue Blume rot« hinterlassen hatte. Siehe dazu u. a. Eberhard Lämmert: Das überdachte Labyrinth. Ortsbestimmungen der Literaturwissenschaft 1960-1990. Stuttgart 1991. S. 286.

trat Pierre Bertaux – es war das Jahr der Gründung seines Institut d'Allemand der Nouvelle Sorbonne in Paris-Asnières – mit der die westdeutsche Hölderlin-Forschung provozierenden These von Hölderlin als Jakobiner auf.¹³ Damit wurde ein Ton angeschlagen, der den sich daran anschließenden Streit um Hölderlin vor allem auf dessen politisches Bewußtsein konzentrierte.

Pierre Bertaux, ein *homme de lettres* und ein *homo politicus* in einem, ausgestattet mit großer Sensibilität für zeitgeschichtliche Befindlichkeiten, sagte dort, was seither nicht selten zitiert worden ist: »Daß Hölderlin ein begeisterter Anhänger der Französischen Revolution, ein Jakobiner war und es im tiefsten Herzen immer geblieben ist, wurde ignoriert, als ob es sich um einen Makel gehandelt hätte. Das ist auch verständlich, angesichts der Hetze, ja der Hexenjagd, die in Deutschland auf die sogenannten ›Jakobiner‹ gemacht wurde [...] Um mich bildlich auszudrücken: Wenn im Vierfarbendruck eine Farbe fehlt, mag das Bild noch so scharf sein – es ist arg entstellt. Dem deutschen Hölderlin-Bild, das ›in lieblicher Bläue blühet‹, fehlt eine Farbe: das Rote.«¹⁴ Diese Grundthese wird im Laufe des Vortrags in liberaler Souveränität argumentativ erhärtet, ohne freilich dabei den Begriff des Jakobiners scharf zu fassen. Ausgeführt wird, daß »Hölderlins ganzes Werk [...] eine einzige Spekulation oder Reflexion der Problematik der Revolution, eine fortgehende, eine durchgängige Metapher dieser Problematik«¹⁵ sei. Dies war in der Tat unerhört und nicht nur eine Erhärtung der von Georg Lukács 1934 entwickelten These.¹⁶ Denn Pierre Bertaux insistierte auf Hölderlins politischer Tatbereitschaft, die gar die Bereitschaft zum politischen Tyrannenmord in sich eingeschlossen haben soll, und erklärte dessen hymnisches Spätwerk zu einer metaphorisch verschlüsselten, chiffrierten politischen Botschaft an spätere Geschlechter.

Bertaux' Vortrag lag 1969 im Hölderlin-Jahrbuch gedruckt vor, sofort durch eine Replik Adolf Becks, des Herausgebers der Briefe und Dokumente im Rahmen der Großen Stuttgarter Ausgabe, unter der Überschrift »Hölderlin als Republikaner« ergänzt.¹⁷ In demselben Jahr erschien in der

13 Materialreich die Untersuchung von Sture Pakalén: *Zum Hölderlinbild in der Bundesrepublik und in der DDR. Anhand ausgewählter Beispiele der produktiven Hölderlin-Rezeption.* Stockholm 1986.

14 Pierre Bertaux: *Hölderlin und die Französische Revolution.* In: HJb. Bd. 15. Tübingen 1969. S. 2f.

15 Ebenda. S. 13.

16 Siehe Georg Lukács: *Hölderlins Hyperion.* In: Ders.: *Goethe und seine Zeit.* Berlin 1950. S. 171ff.

17 HJb. Bd. 15. Tübingen 1969. S. 28ff.

edition suhrkamp Bertaux' Buchpublikation »Hölderlin und die Französische Revolution«, aus der wiederum Auszüge in der Zeitschrift »Sinn und Form« 1970 veröffentlicht wurden.¹⁸ Der Boden für die im Hölderlin-Jahr 1970 öffentlich geführten Debatten über Hölderlins politisches Bekenntnis und sein Dichtertum war bereitet, gar schon vorbereitet durch die Diskussion auf der Düsseldorfer Jahresversammlung, wo natürlich sofort Einsprüche laut geworden waren – nicht zuletzt von Paul Böckmann –, was im Hölderlin-Jahrbuch 1967/68 nachzulesen ist, wo es resümierend im Bericht über die Diskussion heißt, »daß die Hölderlindeutung und damit auch das Selbstverständnis der Gesellschaft in ein kritisches Stadium getreten ist, das zu methodischer Reflexion nötigt«¹⁹. Und der Diskussionsleiter – es war Bernhard Böschenstein aus Genf – »schloß die Debatte mit dem Hinweis ab, der von Herrn Bertaux' provozierender Einseitigkeit ausgelöste Schock sei notwendig gewesen, um Versäumnisse der deutschen Hölderlinforschung ins Bewußtsein zu rufen, deren Korrektur nun Aufgabe der jüngeren Generation sei«²⁰.

3

Die »jüngere Generation« meldete sich nun allerdings bald ganz anders als erwartet zu Wort. Aus Anlaß des 200. Geburtstages Friedrich Hölderlins gab es am 20. März 1970 um 12 Uhr eine Hölderlin-Gedenkveranstaltung ganz besonderer Art am Grabe des Dichters. Aus Zeitungsberichten und überlieferten Manuskripten ergibt sich folgendes Bild.²¹ Ein »geheimer tübinger jakobinerclub« zog mit roter Jakobinermütze der Französischen Revolution und mit blau-weiß-roter Kokarde auf dem Kopf zu Hölderlins Grab. Es wurde ein Kranz aus Stacheldraht niedergelegt. Die breite rote Fahنشleife trug die Aufschrift »Dem unterdrückten Revolutionär. Der geheime Tübinger Jakobinerclub«. Anschließend pflanzten die »Jakobiner« eine rote Fahne auf das Grab. Über das Grab spannten sie ein Spruchband mit dem Hölderlin-Zitat aus dem »Empedokles«: »Euch ist nicht zu helfen, wenn ihr euch nicht selber helft.« Ein aktiver Teilnehmer blies die Mar-

18 Siehe Pierre Bertaux: Hölderlin und die Beziehungen der deutschen Intelligenz zum Jakobinertum. In: Sinn und Form 22(1970)4. S. 873ff.

19 HJb. Bd.15. Tübingen 1969. S. 318.

20 Ebenda. S. 319.

21 Siehe vor allem: Der Jakobiner Hölderlin. grabfeier am 200. geburtstag des schwäbischen revolutionärs (20. 3. 1970). eine dokumentation. Hrsg.: geheimer tübinger jakobinerclub. (Typoskript, Exemplar im Hölderlin-Archiv.)

seillaise auf der Trompete. Am Schluß sangen die ein bis zwei Dutzend Teilnehmer die Marseillaise nach der Übertragung von Ferdinand Freiligrath.

Was dies eigentlich sollte, geht aus zwei Grabreden hervor. Die erste Rede²² begann mit folgendem Satz: »Es ist höchste zeit, am 200. geburtstag den historisch unterdrückten schwäbischen jakobiner friedrich hölderlin aus den klauen der reaktionäre zu befreien. wir sind nicht mehr gewillt, die revolutionären traditionen dem würgegriff der herrschenden klasse und ihrer bezahlten kloppfechter zu überlassen. deshalb manifestieren wir hier am grab, dass hölderlin in die reihe deutscher revolutionäre gehört, deren kampf um den sturz der herrschenden klasse wir auf der geschichtlich höheren ebene des sozialistischen klassenkampfes fortsetzen.«²³ Dies alles war nicht zuletzt eine Polemik gegen die »reaktionäre Verfälschung« Hölderlins durch die Hölderlin-Gesellschaft, wie in der ersten Rede betont wurde, während in der zweiten Rede auf die Gemeinsamkeit und den Unterschied zwischen Hölderlin und Marx eingegangen wurde.²⁴

Dies alles war keineswegs als provokanter Klamauk inszeniert, vielmehr ernsthaft gedacht. Dahinter stand die aus historischem Abstand ohne weiteres begreifbare Bemühung des wohl 1969 gegründeten Tübinger Jakobiner-Clubs, der sich nicht als bürgerliche Linke, sondern als sozialistisch verstand, das einseitige Bild, das die konservative Historiographie von den deutschen Jakobinern gezeichnet hatte, zu korrigieren. Als ein Beispiel dieser bewußt ideologisch ausgerichteten Forschungen und Bekundungen, die

22 Die erste Grabrede hielt wohl Helmut G. Haasis. Zu Haasis siehe Fußnote 25.

23 Der Jakobiner Hölderlin (Fußnote 21). S. 2.

24 Die zweite Grabrede hielt möglicherweise der »Jakobiner Bergfleth«. Diese Vermutung kann der öffentlichen Sitzung des »geheimen tübinger jakobinerclubs« unter dem Thema »Der Jakobiner Hölderlin« entnommen werden. Sie fand am 20. April 1970 statt. Siehe dazu: Der Jakobiner Hölderlin. veranstaltung des geheimen tübinger jakobinerclubs am 20. April 1970 in tübingen. dokumente. (Hefte zum deutschen Jakobinismus 3.) (Typoskript; Exemplar im Hölderlin-Archiv.) – Das Manuskript enthält nur den ersten Vortrag unter der Überschrift »Hölderlin und der deutsche Jakobinismus«. Nicht zugänglich ist der zweite Vortrag zur Thematik »Revolution in Hölderlins Dichtung«. – Zu dieser öffentlichen Sitzung siehe den Bericht in der »Südwest-Presse« vom 22. April 1970. Auf Helmut G. Haasis' Bekenntnis von der »Priorität der Revolution vor der Dichtung« entgegnete dort – nach dem Pressebericht – Jochen Schmidt. Die Argumentationsrichtung Jochen Schmidts kann man dem von ihm in der »Frankfurter Rundschau« vom 21. März 1970 veröffentlichten Gedenkartikel entnehmen, wo es heißt: »Veränderung von innen heraus, Revolution im geistigen, vom Dichter gestiftet als Grundlage einer »neuen Welt«, die er auch »Vaterland« nannte – darum geht es nun, nicht um politische Aktivität im engeren Sinne.« (S. 4.)

nicht auf tagespolitische Aktivitäten aus waren, kann eine Publikation des führenden Kopfes des Tübinger Jakobiner-Clubs, den die Presse als »Oberjakobiner« denunzierte, gelten: die 1970 im Hanser-Verlag erschienene Edition von J. B. Eberhard, die unter folgendem Titel veröffentlicht wurde: »Über das Recht des Volks zu einer Revolution. Herausgabe der Revolutionsschriften eines vergessenen Nürnberger Arztes und Philosophen«. Der Editor war Hellmut G. Haasis, seinerzeit Doktorand bei dem bekannten Theologie-Professor in Tübingen Jürgen Moltmann, der übrigens auch an der Grabfeier teilnahm.²⁵

4

Wenn es rückblickend historisch angemessen gesehen werden kann, war das herausragende Ereignis der Stuttgarter Jahresversammlung 1970 der Hauptvortrag von Martin Walser, der seinem akademischen Lehrer Friedrich Beißner gewidmet wurde und ursprünglich den Titel »Kühnheit und Befangenheit gegenüber Hölderlin« trug, später aber unter der Überschrift »Hölderlin zu entsprechen« erschien. In Abgrenzung sowohl von einer Forschungstradition des »Interlinear-Gemurmels«, wie es heißt, als auch von Pierre Bertaux' politisch verkürzter Sicht, hielt Walser eine noch heute faszinierende, von dialektischen Spannungen und demokratischem Geist erfüllte Rede, die den Dichter Hölderlin als Vermittler in den Mittelpunkt stellte und ihn vom politischen »Täter« absetzte. »Singend ist er dabei«, sagte Walser, »auf der Seite der Revolution, daran ist kein Zweifel, aber eben doch: singend«²⁶. Indem Walser die spezifische dichterische Vermittlungsfunktion diagnostizierte – für Hölderlins Zeit und für die seiner

25 Biographische und bibliographische Daten über Hellmut G. Haasis finden sich in: *Autoren in Baden-Württemberg. Ein aktuelles Nachschlagewerk.* Stuttgart 1991. S. 191-193. – Zu Jürgen Moltmann siehe Kürschners *Deutscher Gelehrten-Kalender* 1992. 16. Ausgabe. Berlin, New York 1992. Bd. I – R. S. 2464. – Hellmut G. Haasis ist einem Brief an den Autor zufolge zu keinen Auskünften über den »geheimen Tübinger Jakobiner-Club« bereit. Erwähnt sei noch, daß Hellmut G. Haasis, jetzt als Schriftsteller in Reutlingen lebend, seine Forschungsrichtung weitergeführt hat. Von ihm stammen u. a. die Ende 1988 bei Rowohlt erschienenen beiden Bände »Gebt der Freiheit Flügel. Die Zeit der deutschen Jakobiner 1789-1805«.

26 HJb. Bd. 17. Tübingen 1973. S. 6. – Ähnlich argumentierte Peter Härtling in seinem Gedenkartikel zum 200. Geburtstag, der in der *Sonntagsbeilage zur »Stuttgarter Zeitung«* vom 14. März 1970 unter der Überschrift »Die Mythologie der Vernunft« erschien: »Die Tat wurde herbeigesehnt (und wurde schon zur Metapher), das Handeln mit Gleichgesinnten – es bleibt rhetorisch, denn Hölderlin hatte längst schon getan, worin die andern verstrickt waren: er hat die Freiheit schreibend ausgemessen.«

Gegenwart – wählte er eine Perspektive, die eine verkürzt politische Sicht auf den Dichter vermied und ihn stattdessen in den gesamten historischen Prozeß einfügte. Er rekurrierte auf den prozessualen Denker und Dichter Hölderlin in einer Zeit deutscher Stagnation, Reaktion, dabei Hölderlins Zukunftsorientierung hervorkehrend. Walser formulierte: »Und wir sind so wenig in die Schule bei ihm gegangen, daß wir uns ohne weiteres am Ziel der Geschichte wähen. Wir glauben, den Prozeß überlisten zu können. Zwei Parteien rotieren bewegungslos. In ihrer Umarmung soll der Prozeß endgültig einschlafen. Dabei ist das Entgegengesetzte, der Sozialismus, innerhalb der deutschen Tür.«²⁷

Die Süddeutsche Zeitung resümierte den Vortrag von Martin Walser, der sich in diesen Jahren bestimmten Positionen der DKP annäherte²⁸, so: »Hölderlin, wie gesagt, erfuhr sich durch andere – erst durch das, was er sich ›harmonisch entgegengesetzte‹, gewann er sein Ich: eine produktive Dialektik, die, auf heutige Verhältnisse angewandt, uns zwingen müßte, der ›Systemimmanenz‹ zu entrinnen und als die politische Alternative den Sozialismus auf deutschem Boden, die DDR, zu erkennen.«²⁹ Um Walsers Anliegen, das auf entschiedene Weise die Dialektik zwischen Hölderlin als Dichter in seiner Zeit und dem Schriftsteller unter aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen zu zeigen bemüht war, zu verdeutlichen, sei noch der Schlußpassus aus einem anderen Beitrag Walsers im Hölderlin-Jahr 1970 zitiert: »Nicht umsonst gibt es dieses lächerlich traurige deutsche Wort: Es ist erreicht. Daß man sich in irgendeinem Augenblick, wenn man zur Herrschaft gekommen ist, für das Ziel der Geschichte hält, das ist das unhölderlinsche Verhalten schlechthin. Hölderlin hatte natürlich auch Utopien. Man kann nicht so geschichtsanfällig und empfindlich für den Geschichtsprozeß sein wie Hölderlin und keine Utopie haben. Hölderlin hatte eine Utopie, und er hat sie in einer Zeile seiner Hymne ›Friedensfeier‹ formuliert. Wenn man sich diese Zeile heute vorstellt, muß man sagen, sie klingt unglaublich, geradezu phantastisch aktuell. Dieser Augenblick, den es gilt zu erreichen, dieses Jetzt, was er oder was wir alle erstreben, diese Utopie heißt bei ihm: Jetzt, da Herrschaft nirgend ist zu sehn, bei Geistern und Menschen.«³⁰

27 HJb. Bd. 17. Tübingen 1973. S. 17.

28 Siehe dazu Klaus Pezold in: Geschichte der deutschen Literatur. Literatur der BRD. Von einem Autorenkollektiv. Leitung Hans Joachim Bernhard. Berlin 1983. S. 498.

29 Gottfried Just in der »Süddeutschen Zeitung« vom 24. März 1970. S. 3.

30 Martin Walser: Dieser schöne Dichter Hölderlin. In: Neues Forum 17(1970) S. 783.

5

Über die Hölderlin-Tagung in Stuttgart 1970 sei noch eine Erinnerung von Hans Mayer gebracht, der übrigens am Rande der Tagung einen Vortrag zu dem Thema »Rückblick auf die Generation von 1770. Beethoven – Hegel – Hölderlin« gehalten hatte³¹: »Zur Erinnerung an Hölderlins Geburt vor 200 Jahren fand man sich im März 1970 in Stuttgart zusammen. Eine große Hölderlin-Feier, wie es sich versteht. Mit vielen Deutungen, guten und auch weniger guten Fleißarbeiten. Und mit einem Dichter, einem wirklichen, den man zu Gast geladen hatte. Ich sehe ihn noch vor mir, in einem der kleinen Festsäle dieser Hölderlin-Tagung. Paul Celan las in der wohlvertrauten Haltung. Kaum ein Blick hinunter ins Auditorium, in den spärlich besetzten Saal, denn die meisten Hölderlin-Forscher hatten Wichtigeres zu tun. Der linke Arm stützte den Kopf beim Lesen, die rechte Hand hielt das Buch; sie blätterte um oder legte ein Manuskriptblatt beiseite, um ein anderes, also unveröffentlichte Texte, heranzuziehen. Es gab Abende, mit Celan-Lesungen, wo sogleich, vor allem bei jungen Leuten, der poetische Einklang hergestellt wurde. Was da erklang, war nicht verstehbar, auch nicht beim bemühten Mitgehen. Doch es konnte verstören, aufwühlen, die Seele treffen. Nichts da im Umkreis der Hölderlianer. Ein bißchen Händeklatschen, dann ging man auseinander. Celan starb bald darauf, wie man weiß.«³²

6

Martin Walser hatte also mit seinen Überlegungen versucht, das selbstzufriedene Verständnis der herrschenden politischen Klasse in der Bundesrepublik, am Ziel der Geschichte angelangt zu sein, mit Hölderlins Utopie zu desavouieren und auf das Entgegengesetzte innerhalb Deutschlands, den Sozialismus, hingewiesen. Aber in diesem zweiten, anderen Deutschland wurde Hölderlins politisches und utopisches Ideenpotential im Jahre 1970 öffentlich-programmatisch zur Affirmation und Verklärung des damaligen

31 Nicht veröffentlicht. Siehe Gunter Schäble: Rousseauisten in der Restauration. Hans Mayer über die »Generation von 1770«. In: »Stuttgarter Zeitung« vom 23. März 1970. S. 24. – Zur Thematik »Hölderlin, Hegel und Beethoven« siehe Emil Staiger: Das Geburtsjahr 1770. In: HJb. Bd. 16. Tübingen 1972. S. 98-109. S. auch: Veröffentlichungen der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg. Nr. 27. Karlsruhe 1971. Es handelt sich hierbei um einen Vortrag auf der Tagung »Hegel – Hölderlin – Heidegger«, die am 12. und 13. Dezember 1970 in der Pädagogischen Hochschule Freiburg i. Br. stattfand.

32 Exkurs: Hölderlin in dürftiger Zeit. In: Hans Mayer: Das unglückliche Bewußtsein. Zur deutschen Literaturgeschichte von Lessing bis Heine. Berlin, Weimar 1990. S. 352.

gesellschaftlichen Zustandes genutzt, am deutlichsten in der Rede von Alexander Abusch auf dem Festakt am 2. 4. 1970 im Deutschen Nationaltheater Weimar, die unter der Überschrift stand »Hölderlins poetischer Traum einer neuen Menschengemeinschaft«. Eine Synthese der Auffassungen von Georg Lukács, Johannes R. Becher und Pierre Bertaux versuchend – Georg Lukács wurde allerdings nur kritisch erwähnt –, erschien Hölderlin als einer der »größten und revolutionärsten Dichter« der deutschen Nationalliteratur. Sich auf die bekannte Äußerung Thomas Manns beziehend, war Alexander Abusch davon überzeugt, »daß bei uns der Bund von Friedrich Hölderlin und Karl Marx in einem realen Humanismus geschaffen worden ist«³³. Er führte aus: »In unserer Deutschen Demokratischen Republik wird der visionäre Traum des jakobinischen Dichters durch die wissenschaftlich begründete, revolutionäre Tat vollzogen: die Einheit von Friedrich Hölderlin und Karl Marx als Produkt der Dialektik der Geschichte. Ja, unsere heutige Tat für die sozialistische Menschengemeinschaft ist auch Geist vom Geiste Hölderlins: erhöhtes menschliches Leben, Verteidigung und Verwirklichung der Poesie in seinem und in Johannes R. Bechers Sinne [...]«³⁴

7

Schon vierzehn Tage vor dem Festakt im Deutschen Nationaltheater hatte sich das Plenum der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin zu einer Gedenkveranstaltung zusammengefunden, auf der Walter Dietze eine fulminante, rhetorisch bewußt durchkomponierte, theoretisch nicht leicht zu ortende Rede hielt, in der Hölderlin nicht als Jakobiner deklariert wurde, sondern in der differenziert den Zusammenhängen und Vermittlungen zwischen realhistorischem Prozeß und Poesie nachgegangen wurde. Die Gesamtheit der revolutionären Impulse, die dem Werk Hölderlins seinen dynamischen Charakter verleiht, hervorkehrend, heißt es bei Dietze über den »tiefsten Grund« in Hölderlins Denken und Dichten: »Wie alles Wünschen und Hoffen, Wollen und Planen, wie alles Träumen und Entwerfen Wirklichkeit zu erlangen vermöchte, real werden, Gestalt annehmen könne – dies ist sein Hauptproblem, der geheime Dreh- und Angelpunkt all seines philosophischen und künstlerischen Bemühens. Zielpunkt ist nicht der Gedanke, sondern die Tat, nicht die blasse Abstraktion, sondern das konkrete

33 Alexander Abusch: Hölderlins poetischer Traum einer neuen Menschengemeinschaft. In: Weimarer Beiträge 16(1970)7. S. 25.

34 Ebenda. S. 26.

Leben. Das sind [...] die höchsten der hohen Ansprüche, die Hölderlin stellt: Eroberung des Theorie-Praxis-Verhältnisses mit der Kunst, für die Kunst, als letzter Sinn und Inhalt der Kunst und des Lebens, auch seines Lebens.«³⁵ Die Rede schließt mit dem »utopischen Horizont«, den »antizipatorischen Fähigkeiten« von Hölderlins Poesie, dem »großen Aufschwung dieses Dichters weit über Raum und Zeit [...] hinaus – in die Zukunft, in unsere Gegenwart«: »In der Epoche des Sieges des Sozialismus ist auch das freie, das kommende Jahrhundert Friedrich Hölderlins angebrochen, in Wirklichkeit angebrochen. Es ist die Gesetzmäßigkeit der Geschichte, die uns in der Gegenwart aufgibt, gerade für die Zukunft Hölderlins eingedenk zu sein.«³⁶

8

Auch die Deutsche Akademie der Künste zu Berlin und der Deutsche Schriftstellerverband veranstalteten gemeinsam eine Feierstunde am 16. April, auf der Günther Deicke den Festvortrag hielt. Günther Deicke gab eine lebens- und textnahe, ganz unpräventöse Deutung Hölderlins, in der sich durchaus Bezüge zu Pierre Bertaux' Konzeption zu erkennen gaben als auch eigene Akzente gesetzt wurden. Er stellte Hölderlin – hier durchaus in Übereinstimmung mit Alexander Abusch – in die »Kontinuität revolutionärer Entwicklung«, die über Marx und Engels zu Lenin führte, dessen 100. Geburtstag 1970 begangen wurde, freilich ohne jedwede Hindeutung auf eine Realisierung von Hölderlins »Radikalismus politisch-ethischer Forderungen an die Gesellschaft«, wie er formulierte, in der DDR. Deicke begriff Hölderlin als politischen, revolutionären Dichter, aber nicht als Jakobiner. Er sagte mit Bezug auf den »Hyperion«: »Liebe, Freundschaft, Gedicht: in der Wirklichkeit einer geträumten oder wahrhaftigen, weil zukünftig notwendigen Veränderung der Gesellschaft wird all dies untrennbar im Bereich des Vaterländischen, das identisch ist mit dem Revolutionären.«³⁷ Da er selbst mit dem »Tod fürs Vaterland« »in faschisten Oberschulen für den Blutgang bereitgemacht« wurde, erkannte er die Mißbrauchbarkeit dieser Verse, ihr Ausgeliefertsein dem »schamlosesten Chauvinismus«, sofern sie »aus dem Kontext der freiheitlich-revolutionä-

35 Walter Dietze: »Der Vollendung Ahnungen ...« In: Weimarer Beiträge 16(1970)9. S. 154.

36 Ebenda. S. 161.

37 Günther Deicke: Zum 200. Geburtstag Friedrich Hölderlins. In: Sinn und Form 22 (1970) Heft 4. S. 870.

ren frühen Lyrik des Dichters« herausgerissen werden.³⁸ Schließlich wies Günther Deicke auf ein Desideratum der Forschung, wenn er bemerkte, daß »eine Untersuchung über den Begriff der Arbeit im Gesamtwerk des Dichters« wichtig wäre: »Wir kämen so bei Hölderlin auf die Verantwortung vor der Sache, die ihm schließlich die Verantwortung vor der Sprache war, vor der Kunst, und er fühlte Verantwortung vor der Kunst um der Sache willen.«³⁹

Da Günther Deicke im Anschluß daran auf Hölderlins Natur-Verständnis zu sprechen kommt, gibt dies mir die Möglichkeit, hier ein aufschlußreiches Zitat aus Ernst Blochs »Hölderlin-Reflexionen«, 1970 im »Neuen Forum« erschienen, über Hölderlins Natur-Begriff einzufügen. Für Ernst Bloch ist Hölderlins Natur so definiert: »[...] diese am wenigsten ist die sich selbst entfremdete Natur der kapitalistischen Gesellschaft, die eines Groß-Chikagos mit etwas Landwirtschaft dazwischen. Es ist aber auch nicht die in altes Brauchtum und alte Götternamen eingebettete Natur, es ist eine still waltende, pantheistische natura naturans. Voll Wärme, Licht, gärenden Tiefen, erhabenen Höhen, ein durchgehends noch unformalisierter, mit lauter Qualitäten und Symbolen erfüllter Kosmos«⁴⁰.

9

Zum Schluß sei noch kurz auf zwei Colloquia eingegangen, die gegen Ende des Jahres 1970 stattfanden und deshalb die Möglichkeit zu einer Art Bilanz der neuesten Forschungen hatten oder gehabt hätten: das eine an der Friedrich-Schiller-Universität Jena am 14. und 15. Oktober⁴¹, ein weiteres vom 19. bis zum 21. November im Schiller-Nationalmuseum in Marbach am Neckar, veranstaltet von der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

³⁸ Siehe ebenda. S. 868f.

³⁹ Ebenda. S. 871.

⁴⁰ Ernst Bloch: Hölderlin-Reflexionen. In: Neues Forum 17(1970) S. 779. Ernst Bloch sieht darin Hölderlin als Jakobiner: »Sogar dem radikalsten Jakobiner unter ihnen stand er nahe, Babeuf, dem Fürsprecher der vollen égalité, also auch der ökonomischen.« (S. 779) Weiter heißt es bei ihm: »Die gemeinte Tat war also Herstellung realer Gleichheit in aller Freiheit und Brüderlichkeit.« (Ebenda) Ernst Bloch erwähnte in diesen »Reflexionen« Georg Lukács, dessen Hyperion-Essay er besonders schätzte.

⁴¹ Die Materialien dieses Colloquiums sind veröffentlicht in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe 21(1972)3. – Vorausgegangen war diesem Colloquium eine Hölderlin-Konferenz der Zentralen Kommission Literatur im Deutschen Kulturbund, die am 24. Februar 1970 in Berlin unter der Leitung von Georg Wenzel und mit Referaten von Evelyn Radzun, Edeltaud Meisel und Ingeborg Hochmuth stattfand. Teilnehmer waren Literaturwissenschaft-

Das Colloquium in Jena wurde gemeinsam mit dem Deutschen Kulturbund veranstaltet, was programmatisch gedacht war, denn es sollten nicht nur neue Forschungsergebnisse bekanntgemacht werden, sondern es sollte auch zu einem »produktiven Gedanken- und Erfahrungsaustausch über die Einbeziehung von Hölderlins Werk in unsere sozialistische Nationalkultur« kommen.⁴² Entsprechend war auch der Teilnehmerkreis zusammengesetzt: Außer Literaturwissenschaftlern waren Lehrer, Bibliothekare, Lektoren, Kulturfunktionäre und »schreibende Arbeiter« eingeladen. Das Rahmenthema: »Das dichterische Werk Friedrich Hölderlins und seine Bedeutung für unsere sozialistische Nationalkultur – Revolutionsauffassung, Vaterlandsbegriff, Menschenbild und Perspektive«. Das Colloquium schloß sich – expressis verbis – an die »kulturpolitisch wegweisende Festrede« von Alexander Abusch an⁴³, bemühte sich folglich, der darin dargelegten »kulturpolitischen Linie unserer Rezeption« zu folgen. Das einleitende Referat hielt Ursula Wertheim unter dem Thema: »Gesellschaftliche Verantwortung des Dichters und nationale Aufgabe der Dichtung in der poetischen Konzeption Friedrich Hölderlins«.

In das Zentrum ihrer Ausführungen rückte sie folglich nicht den »Jakobiner« Hölderlin, sondern die nationale Komponente seines Denkens und Dichtens, freilich betonend, daß der »Begriff des Vaterlandes bei Hölderlin [...] nur aus dem sozialen Inhalt einer auch für Deutschland gewünschten revolutionären Umwälzung zu verstehen ist«⁴⁴. Diese Akzentuierung ist für sie wohl dreifach begründet. Da ist der Mißbrauch dieses Aspekts, die chauvinistische Verfälschung Hölderlins nicht zuletzt durch Paul Kluckhohn und Josef Weinheber. Da ist »die für die westdeutsche Hölderlin-Forschung charakteristische Tendenz zur Enthistorisierung von Hölderlins

ler, Leiter von Freundeskreisen Literatur und Literaturpropagandisten des Deutschen Kulturbundes sowie Pädagogen und Bibliothekare. Die dort gehaltenen Vorträge wurden maschinenschriftlich vervielfältigt unter dem Titel: Friedrich Hölderlin. 1770-1843. Beiträge zu seinem 200. Geburtstag. Deutscher Kulturbund. Berlin 1970. Das Vorwort verfaßte Horst Laude; im Anhang wurden Gedichte und Gedanken zu Hölderlin von Johannes R. Becher abgedruckt. Evelyn Radczun sprach am Schluß ihres Vortrages vom »poetischen Manifest eines großen Dichters, dessen Anstrengung und Sehnsucht in unserer sozialistischen Gesellschaft reale Gestalt gewinnt« (ebenda. S. 26). Und der letzte Satz von Ingeborg Hochmuth lautete: »Die sozialistische Republik eroberte auch für die Ideale Hölderlins den Platz auf Erden.« (Ebenda. S. 70.)

42 Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe 21(1972) 3. S. 376.

43 Siehe ebenda. S. 371 und 376.

44 Ebenda. S. 377.

Werk, bei großen philologischen Leistungen.«⁴⁵ Und da ist schließlich »die Realität der zwei deutschen Staaten mit konträren Gesellschaftssystemen«, wodurch diese »Thematik in besonderer Weise aktuell« wird.⁴⁶ Es heißt: »Auch im kulturellen Bereich kann es, wie im politischen, keine Konvergenz geben.«⁴⁷

Als Beispiel für ihr Vorgehen wählte sie jenes Gedicht, »das, aus seinem konkreten historischen Zusammenhang gelöst, vorzugsweise für den chauvinistischen Mißbrauch hat dienen müssen und das für die Interpretation von Hölderlins Dichtung eine Schlüsselstellung einnimmt«: die Ode »Der Tod fürs Vaterland«, in der früheren Fassung, wie sie sogleich hinzufügt, »Die Schlacht« betitelt.⁴⁸ Ursula Wertheim ist der Genese dieser Ode im historischen wie literarischen Kontext differenziert nachgegangen.

Resümierend begriff sie Friedrich Hölderlin als einen »streitbaren und vorbildlichen Dichter der deutschen Klassik«, als »politischen Dichter der deutschen Klassik«.⁴⁹ Auf ihre eigene Verfahrensweise zurückweisend, heißt es: »Das Verständnis von Hölderlins Werk setzt ein hochentwickeltes historisches Bewußtsein seiner Leser voraus, die gelernt haben, einen Dichter und sein Werk aus den Lebensbedingungen seiner Epoche zu begreifen. Nur historisch und politisch Ungebildeten vermag eine demagogische, und von verantwortungslosen Wissenschaftlern gestützte ideologische Propaganda die Ziele Hölderlins in ihr Gegenteil umzufälschen oder seines gesellschaftlichen Inhalts zu berauben.«⁵⁰

10

Das Marbacher Colloquium vom November 1970⁵¹ von war vornherein bewußt als eine Auseinandersetzung mit jenen »beunruhigenden Thesen Bertaux' über Hölderlin als Jakobiner« konzipiert worden, wie Paul Böckmann feststellte.⁵² Pierre Bertaux selbst war nicht zugegen. Es gab da sehr unterschiedliche, ja gegensätzliche methodische Zugriffe: etwa in der Spannweite zwischen dem existentialphilosophisch begründeten Eröffnungs-

45 Ebenda. S. 376.

46 Ebenda. S. 377.

47 Ebenda. Zu dem Colloquium waren offensichtlich keine westdeutschen Wissenschaftler eingeladen.

48 Ebenda.

49 Ebenda. S. 393.

50 Ebenda.

51 Die Materialien des Colloquiums sind nachzulesen in: HJb. Bd.17. Tübingen 1973.

52 Ebenda. S. 132.

vortrag Wolfgang Binders mit der Überschrift »Hölderlin: Theologie und Kunstwerk« einerseits⁵³ und den hermeneutisch-kritischen Überlegungen Ulrich Gaiers »Über die Möglichkeit, Hölderlin zu verstehen« andererseits. Das Generalthema des zweiten Tages war »Hölderlins Dichtung und das Ereignis der Französischen Revolution«, wo zunächst Walter Müller-Seidel einen aufschlußreichen Bericht »zur Problemlage« bot und dabei ein Résumé der bisherigen streitbaren Debatte mit »schwer vereinbaren Gegensätzen«, mit »fast unversöhnlich anmutenden Dissonanzen« zog.⁵⁴ Er ordnete Bertaux völlig zu Recht in eine wissenschaftsgeschichtliche Tradition ein, zu deren Stationen er Wilhelm Dilthey und Georg Lukács zählte, und hob das eigene französische gesellschaftliche Erkenntnisinteresse hervor, zu dem das »Bewußtsein einer gelungenen Revolution im eigenen Lande, samt den hierher gehörenden Begriffen« gehört.⁵⁵

Müller-Seidel betonte, daß die Thesen Bertaux' sicher »noch nicht das formulierte Problem« seien: »Wie wir uns die Umsetzung der politischen Wirklichkeit in die dargestellte Wirklichkeit denken sollen, wird nicht erörtert.«⁵⁶ Aber gerade dies sei nicht »ein spezifisches Problem der Hölderlinforschung allein [...], sondern ein solches der Literaturwissenschaft überhaupt, wie es sich heute stellen muß aufgrund der Reflexionsstufe, die sie erreicht hat.«⁵⁷ Nachdem er verschiedene Repliken auf Bertaux Revue passieren lassen hat – Beck, Ryan und Böckmann⁵⁸ –, sagte er: »Aus all diesen Beiträgen als Antworten auf Bertaux ergibt sich, was vielleicht nicht unbedingt überrascht: daß die Frage, ob Hölderlin ein Jakobiner war, nicht diejenige Frage ist, die in den Problemhorizont hineinführt, um den es geht. Ob Jakobiner, Girondist, Revolutionär oder Republikaner: das alles mögen, auf der Ebene der biographischen oder der gesellschaftsgeschichtlichen Be-

53 Wolfgang Binders Position wird vielleicht am deutlichsten in seinem Gedenkartikel, wo es heißt: »Philosophisch, aber in seinem Sinne ausgedrückt ist der Gott das reine Sein. Das Sein hat die doppelte Eigenschaft, vom Seienden, das es hervorbringt, verdeckt zu werden und zugleich dieses Seiende, weil es auf sich fixiert ist, zu durchbrechen und in die Offenheit des Seins zu rücken.« (W. Binder: »Der scheidende Gott meines Volks«. Zu Hölderlins 200. Geburtstag. In: »Neue Zürcher Zeitung« vom 22. März. 1970. S. 51).

54 HJb. Bd. 17. Tübingen 1973. S. 119ff.

55 Ebenda. S. 121.

56 Ebenda. S. 120f.

57 Ebenda. S. 120.

58 Zu Paul Böckmanns Auffassung im Streit um Hölderlins Verhältnis zur Französischen Revolution siehe dessen Vortrag »Die Französische Revolution und die Idee der ästhetischen Erziehung in Hölderlins Dichten«. In: Der Dichter und seine Zeit. Politik im Spiegel der Literatur. 3. Amherster Kolloquium zur modernen deutschen Literatur 1969. Hrsg. von Wolfgang Paulsen. Heidelberg 1970. S. 83ff.

züge, sichtige Unterscheidungen sein. Entscheidend werden sie erst, wenn man sie als politische Erfahrungen auf ihre Bedeutung befragt, die sie im dichterischen Werk erhalten. Aber damit wird auch die Klärung der Frage dringlich, was mit dem Politischen jeweils gemeint ist.«⁵⁹

Aber gerade dies hat das Marbacher Kolloquium nicht geleistet, war sicher auch dabei überfordert. Diskutiert wurde über das Politische, ohne eine Verständigung über diesen Begriff zu versuchen. Es gab keinerlei Konsens, sondern »eine Vielzahl von Meinungen, Argumenten, Anregungen«⁶⁰. Offen blieb vor allem das wohl zentrale Problem des Verhältnisses von politischer Aktion und durch die Dichtung zu bewirkender Bewußtseinsbildung im Hinblick auf einen vollendeten Gesellschaftszustand. Einigkeit herrschte vielleicht nur in dem, was Paul Böckmann im Schlußwort als durch Pierre Bertaux bewirkte »Erweiterung des Erwartungshorizontes« benannte.⁶¹

Ohne ein Fazit dessen zu wagen, was das Jahr 1970 an Ertrag in der Hölderlin-Forschung gebracht hat – dazu wäre eine wissenschaftsgeschichtliche Untersuchung vonnöten, die sämtliche Publikationen heranzuziehen hätte –, läßt sich durchaus ganz generell sagen, daß in diesem Jahr – durch Pierre Bertaux provoziert und durch die politische und wissenschaftspolitische Situation gefördert – Hölderlins politisches Bekenntnis im Zentrum der Debatte gestanden hat: und zwar in beiden deutschen Staaten, freilich nur mit wenigen Vermittlungen. Diese Debatte, die zeitweise gar die Form eines Streits annahm, blieb für den Fortgang der Hölderlin-Forschung nicht ohne Belang. In den 70er Jahren wurde die Problemstellung weitergeführt und differenziert.

Statt eines theoretischen Fazits des von mir in diesem Beitrag Vorgebrachten möchte ich mit der Stimme eines der großen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts schließen. Im Juli-Heft 1970 von »Sinn und Form« erschien in der Übertragung von Stephan Hermlin das große Hölderlin-Gedicht von Louis Aragon. Es beginnt so:

59 HJb. Bd. 17. Tübingen 1973. S. 124.

60 Siehe dazu das Protokoll von Christian Kreuzer. Ebenda S. 125ff. – Übrigens hat sich der Verfasser dieses Vortrags 1970 ebenfalls in die Diskussion eingeschaltet – unabhängig und unterschieden von Pierre Bertaux. Siehe dazu die Einleitung der in Fußnote 2 erwähnten Edition. Da dieser Text nur in der Ausgabe des Aufbau-Verlags enthalten war (und nicht in der Lizenz-Ausgabe des Hanser-Verlags), wurde auf ihn nicht Bezug genommen.

61 Ebenda. S. 132.

Nicht werde ich dich nachahmen in deinem Wort

o

Dichter verbrannt deine inneren Wälder

Lange entzündeter Brand in den weht

Der nicht endende Wind der Geschichte

Nicht werde ich dich in die Arme nehmen wie das Feuer

Das man erstickt

Nicht dich schlagen mit Worten

Die den Funken nicht löschen sondern entfachen

Und den Schmerz

Ich ruf dich zu Hilfe im dichten Unterholz des Jahrhunderts

Gib mir lange die Hand um der Stille zu lauschen [...] ⁶²

62 Sinn und Form 22(1970)4. S. 913.

Annotation

Hölderlin. Der Pflegesohn. Texte und Dokumente 1806-1843 mit den neu entdeckten Nürtinger Pflegschaftsakten. Hrsg. von Gregor Wittkop. Stuttgart, Weimar: Verlag J. B. Metzler 1993. 388 S.

Die Entdeckung der verschollen geglaubten Nürtinger Pflegschaftsakten für Hölderlins letztes Lebensjahrzehnt nahm Gregor Wittkop zum Anlaß, den vorliegenden umfangreichen Dokumentenband zur »Wahnsinnszeit« des Dichters zusammenzustellen. Erste Bemühung war ihm, Aufschluß darüber zu geben, daß die »Turmzeit« weitaus reicher aspektiert sei, als daß man sie allein durch die medizinische Perspektive erfassen könne.

Neben Zeugnissen von Hölderlins eigener Hand, die vollständig und ungekürzt wiedergegeben werden, machen Berichte »derjenigen, die in der zweiten Hälfte seines Lebens mit ihm Umgang hatten« das Gros der Texte aus. Obwohl sich darunter nichts Unbekanntes findet, ist die übersichtliche, chronologische Darbietung der Texte vor allem dem eine willkommene Handreichung, der nicht ohne weiteres Zugriff auf die Große Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe hat, der vier Fünftel der Dokumente entnommen sind. Der umfassende Ansatz, der einen besonderen Reiz der Ausgabe ausmacht, wird dadurch unterstrichen, daß der Herausgeber auch einige zeitgenössische »Literarisierungen« von Hölderlins Schicksal einbezog sowie Texte, in denen sich Tatsächliches und Kolportiertes mischen.

Die 186 Stücke, die mit Hinblick auf ihre »erkennbar wirksame Beziehung« zum alltäglichen Leben Hölderlins aus den wesentlich umfangreicheren neuen Aktenfunden ausgewählt wurden, umfassen 42 Briefe der Familie Zimmer sowie zahlreiche Quittungen und Rechnungen über Verbrauchsgüter. Letztere seien aufgeführt, da sie »eine Art zeitliches Gerüst [bilden], vor dessen Hintergrund die wenigen außerordentlichen Ereignisse (oder ihr Ausbleiben) um so deutlicher erscheinen sollen«. Im Nachwort sichert sich der Herausgeber gegen den Vorwurf, damit »Petitessen« zum Druck zu befördern, indem er den Erkenntnisgewinn zu begründen versucht. In der hohen Frequenz anfallender Schuhreparaturen z. B. wird ein Indiz für die anhaltende »motorische Unruhe« des kranken Mannes« gesehen. Stellenweise jedoch ist das »Gerüst« so spärlich durch andere Dokumente angereichert, gleichen sich die mitgeteilten Sachverhalte derart, daß es wohl sinnvoller gewesen wäre, die Dokumente zusammenzufassen oder auf andere Art aufzubereiten.

Im Nachwort nimmt die Argumentation dafür, daß die Gedichte und Briefe Friedrich Hölderlins aus den Jahren 1806 bis 1843 »als sinnvolle Äußerungen zu begreifen« seien, verhältnismäßig viel Raum ein, wogegen die aufschlußreichen Bemerkungen zu den Briefen der Familie Zimmer sehr kurz ausfallen. Hier muß ein Hauptpunkt der Kritik ansetzen, denn – der Herausgeber verzichtet mit dem Hinweis auf die großen Hölderlin-Ausgaben auf einen ausführlichen Kommentarteil. 342 Seiten Text stehen zehn Seiten mit Quellennachweisen und Anmerkungen gegenüber, nur zu zwölf der 502 Dokumente finden sich Informationen, die über den reinen Quellennachweis hinausgehen; die in die Zählung nicht aufgenommenen Gedichte werden zumeist lediglich datiert. Das Glossar deckt den Kommentierungsbedarf nicht; und ein Eintrag wie »die Kaufkraft eines Guldens kommt [...] in etwa DM 50,- nahe« spricht kaum für die Zeitlosigkeit der Ausgabe. Wenn der Herausgeber das nicht leisten wollte, was, wie er selbst einräumt, »seit langem auf der Wunschliste der Hölderlin-Philologen und -Liebhaber [steht]«, nämlich »eine handliche Auswahl aus den Zeugnissen über Hölderlins Turmzeit« vorzulegen, wenn er dann einen handlichen Band präsentiert, der den interessierten Leser zu oft allein läßt, dann wäre es glücklicher gewesen, sich dem Anlaß gemäß auf die Darbietung der Neuigkeiten zu beschränken und damit gültige Tatsachen zu schaffen.

Weiter fallen Mängel im Personenregister ins Auge. So finden sich zu *Karl Gottlob Cramer* beispielsweise zwei Referenzen – unter der ersten findet man ihn als Kramer (im Register fehlt die Doppelform), der zweite Verweis zielt ins Leere, ist dem Umbruch zum Opfer gefallen. Die Liste der technischen und gestalterischen Mängel steht in einem ungünstigen Verhältnis zur Zahl der vom Herausgeber am Schluß Bedankten. Hans Magnus Enzensberger, der Wittkop »ein Privatissimum über leserfreundliche Editionen gelesen hat«, muß das Ergebnis mit gemischten Gefühlen betrachten. Bei allem Verständnis für ökonomische Zwänge ist der Kompromiß, den der Verlag bei der Ausstattung des Bandes wählte, kaum nachvollziehbar. Er entscheidet sich für säure- und chlorfreies, alterungsbeständiges Papier und läßt es andererseits zu, daß das Buch sich dem Leser bei fortschreitender Lektüre mehr und mehr in eine Lose-Blatt-Sammlung auflöst.

Für den marktschreierischen Klappentext kann man den Herausgeber wohl nicht verantwortlich machen. Die Behauptung, daß sich kein Hölderlin-Leser die Dokumentation entgehen lassen könne, ist wohl schwer aufrechtzuerhalten. Man könnte sie dahin korrigieren, daß, wer sich für Hölderlins Turmzeit interessiert, hier eine Fülle wertvollen Materials ausbreitet findet. F. A.

Zu den Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. sc. Dr. h. c. Günter Mieth, geboren 1931 in Köblitz (Oberlausitz), studierte von 1954 bis 1958 Germanistik, Pädagogik und Philosophie an der Karl-Marx-Universität Leipzig, promovierte 1964 mit einer Dissertation über Friedrich Hölderlins Tübinger Hymnen, war Herausgeber einer 1970 erschienenen Ausgabe von »Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe«, wirkte 1969 bis 1972 als Chef de Section d' Allemand an der Universität Algier, wurde 1976 zum Ordentlichen Professor für Geschichte der deutschen Literatur berufen, nachdem er eine Habilitationsschrift mit dem Titel »Friedrich Hölderlin – Dichter der bürgerlich-demokratischen Revolution« verteidigt hatte (erschienen 1978), war Verfasser des in seinem Lehrstuhl entstandenen Editionsprojekts »Vom Beginn der großen Französischen Revolution bis zum Ende des alten deutschen Reiches. 1789 bis 1806« (erschienen 1989), wurde 1989 mit dem Titel eines Dr. h. c. der Universität Lyon II geehrt, wirkte 1991 bis 1992 als Gastprofessor an der Universität Besançon (Frankreich), ist Vorstandsmitglied der Hölderlin-Gesellschaft (Tübingen), gab 1992 aus Gesundheitsgründen seine Lehrtätigkeit an der Universität Leipzig auf. Weitere Publikationen vor allem über die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts und Gastvorlesungen in vielen Ländern.

Prof. Dr. sc. phil. Klaus Pezold, geboren 1937 in Leipzig, studierte an der Karl-Marx-Universität Leipzig Germanistik und Geschichte. 1966 promovierte er mit einer Arbeit über Martin Walser, die als Buch in der Reihe »Germanistische Studien« erschien (»Martin Walser. Seine schriftstellerische Entwicklung«. Berlin: Rütten & Loening 1971). 1970 wurde er an der Leipziger Universität zum Dozenten für Deutsche Literaturgeschichte und 1980 nach erfolgter Promotion B zum Ordentlichen Professor berufen. Seine Habilschrift »Zur Literaturentwicklung in der BRD zwischen 1949 und Anfang der sechziger Jahre. Gesellschaft, Literaturverhältnisse und erzählende Prosa« wurde als Teil einer kollektiv erarbeiteten Literaturgeschichte veröffentlicht (»Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Zwölfter Band: Literatur der BRD«. Berlin: Volk und Wissen 1983). An dem von ihm geleiteten Lehrstuhl für Literatur der BRD, Österreichs und der deutschsprachigen Schweiz der Sektion Germanistik und Literaturwissenschaft entstand als Forschungsprojekt der 80er Jahre die 1991 im Verlag Volk und Wissen Berlin erschienene Geschichte der

deutschsprachigen Literatur der Schweiz im 20. Jahrhundert. 1972 bis 1975 war Pezold als Gastdozent Leiter der Section d' Allemand an der Universität Algier, 1982/1983 Gastprofessor an der Universität Beijing. Im Herbst 1992 machte er von der Altersübergangsregelung Gebrauch und schied auf eigenen Antrag aus der Universität Leipzig aus. 1993 und 1994 übernahm er Gastlehraufträge an Universitäten in Glasgow, Algier und Beijing.

Prof. Dr. sc. Alfred Klein, geboren 1930, studierte 1950 bis 1956 an der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät und der Philosophischen Fakultät (Germanistik) der Universität Leipzig, war Aspirant und Assistent bei Prof. Dr. Hans Mayer. 1961 Promotion über deutsche proletarisch-revolutionäre Romanliteratur und 1971 Promotion B über den Weg und die Leistung der deutschen Arbeiterschriftsteller zwischen 1918 und 1933. Seit 1959 Leiter der Arbeitsgruppe zur Erforschung der proletarisch-revolutionären Literatur Deutschlands beim Ministerium für Kultur, seit 1961 der Abteilung Geschichte der sozialistischen Literatur an der Akademie der Künste der DDR, seit 1976 Honorarprofessor an der KMU, seit 1986 Direktor des Instituts für Literaturgeschichte an der Akademie der Künste der DDR, seit 1987 a. o. Professor. 1991 abgewickelt, seit 1994 Rentner. Veröffentlichte Bücher: Im Auftrag ihrer Klasse, Berlin und Weimar 1971; Wirklichkeitsbessene Dichtung, Leipzig 1977, Frankfurt am Main 1977; Georg Lukács in Berlin, Berlin und Weimar 1990. Herausgeber von Werken Johannes R. Bechers, Ernst Weiß', Ernst Tollers, Erich Kästners u. a. Mitherausgeber der Reihe »Beiträge zur Geschichte der deutschen sozialistischen Literatur im 20. Jahrhundert«, 1971ff., der Dokumentation »Zur Tradition der deutschen sozialistischen Literatur«, 1979ff., und der Reihe »edition aurora«, 1983ff.

Weitere Veröffentlichungen des Rosa-Luxemburg-Vereins e. V.

»Mitteilungen«

Heft 1. Leipzig 1991. 28 S. [Enthält: Gustav Seeber: Vorbemerkung. S. 3-5. – Juliane Krummsdorf/Volker Külöw/Walter Markov/Helmut Seidel: Einladung zur Konstituierung der Rosa-Luxemburg-Stiftung. S. 6-8. – Helmut Seidel: Prinzip Hoffnung am Ende? S. 9-15. – Satzung des Vereins zur Förderung einer Rosa-Luxemburg-Stiftung. Eingereicht beim Registriergericht am 3. Mai 1991. S. 16-24. – Erste Presseresonanz. S. 25-28.] – *Heft 2. Leipzig 1991. 35 S.* [Enthält: Helmut Meier: Geschichtsbewußtsein als Identitätsfaktor. Reflexionen über Ergebnisse zur Entwicklung des Geschichtsbewußtseins in der DDR. S. 5 bis 17. – Jürgen Hofmann: Konfliktreiche Transformation zum Bundesbürger. Bemerkungen zu Ergebnissen soziologischer Erhebungen in ostdeutschen Ländern. S. 18-27. – Ausgewählte Ergebnisse der Untersuchungen der Projektgruppe Identitätswandel, Berlin. S. 28 bis 32. – Informationen des Vorstandes. S. 33-35.] – *Heft 3. Leipzig 1991. 33 S.* [Enthält: Kurt Pätzold: Faschismus- und Antifaschismusforschung in der DDR. Ein kritischer Rückblick. S. 3-16. – Werner Bramke: Carl Goerdelers Weg in den Widerstand. S. 17-30. – Informationen des Vorstandes. S. 31-33.] – *Heft 4. Leipzig 1991. 34 S.* [Enthält: Frank Schumann: Der wilde Osten oder: Warum Scheiben in Hoyerswerda im deutschen Blätterwald lauter klirren als etwa die in Neumünster. S. 3-10. – Manfred Behrend: Ursachen für Entstehung und Auftrieb des Rechtsextremismus im Anschlußgebiet. S. 11-19. – Wilfried Schubarth: Rechtsextremismus und Ausländerfeindlichkeit unter Jugendlichen in den neuen Bundesländern. S. 20-31. – Informationen des Vorstandes. S. 32-34.] – *Heft 5. Leipzig 1991. 45 S.* [Enthält: Karl Bönninger: Landesverfassungen für die ostdeutschen Bundesländer. S. 5-16. – Karl-Heinz Schöneburg: Verfassungsfortschritt in »Teutschland«? S. 17 bis 35. – Annelies Laschitzka: Rosa Luxemburg – jetzt erst recht! Bericht über das Internationale Rosa-Luxemburg-Symposium vom 2. bis 4. November 1991 in Tokio. S. 36-44. – Informationen des Vorstandes. S. 45.] – *Heft 6. Leipzig 1992. 47 S.* [Enthält: Vorbemerkung. S. 3. – Wolfgang Schröder: Die Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig 1872-1881. Ein Lehrstück in sechs Akten. S. 5-46.] – *Heft 7. Leipzig 1992. 54 S.* [Enthält: Joachim S. Hohmann: Verfolgte ohne Heimat. Zigeuner in Deutschland. S. 5-34. – Reimar Gilsenbach: Wer wußte was? Wer will nichts wissen? Wie die Deutschen ihre Verbrechen gegen Sinti und Roma, insbesondere den Völkermord von Auschwitz-Birkenau, aus ihrem Erinnern verdrängt haben. S. 35-50. – Reimar Gilsenbach: Meine Mühen zum Gedenken der Opfer des »Zigeunerlagers« in Berlin-Marzahn. S. 51-52.] – *Heft 8. Leipzig 1992. 24 S.* [Enthält: Annelies Laschitzka: Rosa Luxemburg in der Verbannung? Gedanken zur gegenwärtigen und zur künftigen Rosa-Luxemburg-Rezeption. Festvortrag auf dem 1. Stiftungsfest des Rosa-Luxemburg-Vereins e.V. Leipzig am 28. März 1992.] – *Heft 9. Leipzig 1993. 52 S.* [Enthält: Ausgaben des »Kommunistischen Manifest«. Eine Ausstellung zum 175. Geburtstag von Karl Marx. – Heinrich Gemkow: Zum Geleit. S. 5-9. – Verzeichnis der ausgestellten Ausgaben. S. 11 bis 16. – Faksimiles. S. 17-36. – Helmut Seidel: Über den Umgang mit Karl Marx. Zu seinem 175. Geburtstag. S. 37-40. – Personalien. S. 41-47. – Chronik September 1992 bis März 1993. S. 47-51.] – *Heft 10. Leipzig 1993. 68 S.* [Enthält: In memoriam Prof. Dr. sc. phil. Gustav Seeber 23. August 1933 – 16. Juni 1992. – Kondolenzschreiben des Rosa-Luxemburg-Vereins, 17. Juni 1992. S. 5. – Trauerrede von Prof. Dr. Wolfgang Küttler

auf dem Leipziger Südfriedhof, 25. Juni 1992. S. 7-11. – Trauerrede von Prof. em. Dr. Hans Jürgen Friederici auf dem Leipziger Südfriedhof, 25. Juni 1992. S. 11 bis 13. – In memoriam Prof. Dr. Gustav Seeber und Prof. Dr. Wilfried Adling. S. 13-14. – Heinz Wolter: Zwischen Bebel und Bismarck. Gustav Seeber verstorben. S. 15-16. – Gustav Seeber: Die historische Stellung der Reichsgründung und das nationale Selbstverständnis der Klassen und Schichten. S. 17-39. – Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen von Gustav Seeber. S. 41-55.] – *Heft 11. Leipzig 1993. 48 S.* [Enthält: Eva Müller: Die Planwirtschaft als Wirtschaftsordnung.] – *Heft 12. Leipzig 1993. 82 S.* [Enthält: Waltraud Seidel-Höppner: Wilhelm Weitling. Leben und politisches Wirken.] – *Heft 13. Leipzig 1993. 54 S.* [Enthält: Eberhart Schulz: Vorwort. S. 5. – Rolf Badstübner: Die Entstehung der DDR in ihrer Historizität und Legitimität. S. 7-14. – Siegfried Prokop: Die führende Rolle der SED als Problem der DDR. S. 15 bis 26. – Dieter Schulz: Der 17. Juni 1953 – Die DDR und das erste Aufbegehren gegen den Stalinismus im sowjetischen Herrschaftsbereich. S. 27 bis 40. – Eberhart Schulz: Weitgespannte Entwürfe – großzügige Ansätze – repressive Maßnahmen. Zur Kulturpolitik der DDR. S. 41-48. – Rezension zu Siegfried Prokop: »Unternehmen ›Chinesische Wall‹. Die DDR im Zwielficht der Mauer« (Eberhart Schulz). S. 49-50. – Personalia. S. 51 bis 52.] – *Heft 14. Leipzig 1993. 66 S.* [Enthält: »Der kühnen Bahn nun folgen wir...« Beiträge zum 130. Jahrestag der Gründung des ADAV. – Hans Jürgen Friederici: »Der kühnen Bahn nun folgen wir...« S. 5-14. – Hans Jürgen Friederici: »Der erste Lichtpunkt nach einer langen, trüben Zeit...« Vor 130 Jahren wurde in Leipzig der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein gegründet. S. 15-20. – Helmut Hirsch: Marxens Verhältnis zu Lassalle. S. 21-28. – Wolfgang Schröder: Zur Position des ADAV im Geschichtsbild. Mit einem Anhang: »Berliner Entwurf« für das Programm der zu vereinigenden Partei. S. 29-40. – Volker Külöw: Anmerkungen zur Geschichte des Lassalle-Nachlasses. S. 41 bis 43. – Henrike Dietze: »Lassalle im Leipziger Stadtparlament« – ein Trauerspiel in mehreren Akten. S. 45-50. – Ausgewählte Veröffentlichungen über den ADAV und Ferdinand Lassalle. S. 51 bis 52.] – *Heft 15. Leipzig 1994. 79 S.* [Enthält: Heinrich Gemkow: Grußwort. S. 5-7. – Rolf Dlubek: Marx als Politiker in den ersten Jahren der Internationalen Arbeiterassoziation. Zum Erscheinen von Band 1/20 der MEGA. S. 9-26. – Martin Hundt: Am Ursprung kommunistischer Parteipraxis. Über das Entstehen einer Monographie zur Geschichte des Bundes der Kommunisten. S. 27-42. – Volker Külöw: Ein Gedenkbuch und mehr. S. 43-60. – Heinrich Gemkow: Statt einer Schlußbemerkung. S. 61-62. – Personalia. S. 63-64. – Ausstellung handgeschöpfter Papiere von Kristina Rossmanit im Domizil des Rosa-Luxemburg-Vereins. S. 64-68. – Chronik April bis Dezember 1993. S. 65 bis 70.]

»Osteuropa in Tradition und Wandel«

Heft 1. Leipzig 1994. 76 S. [Enthält: Editorial. S. 5. – Wolfgang Geier: Wahrnehmungsschwierigkeiten. Über (West-) Deutsche Sichtweisen auf Umbrüche im Osten Deutschlands und Europas. S. 7-26. – Lutz-Dieter Behrendt: Nationale Konflikte auf dem Territorium der ehemaligen Sowjetunion. Ursachen und Wirkungen. S. 27-51. – Willi Beitz: Zur Debatte über Einheit oder Teilung der russischen Literatur unter vergleichend-typologischem Aspekt. S. 53-68.]

»Texte zur politischen Bildung«

Heft 1: Frauen in Sachsen. Zwischen Betroffenheit und Hoffnung. Recherchiert und kommentiert von Birgit Bütow, Helga Heidrich, Brigitte Lindert und Elke Neuke unter Mitarbeit

von Brunhilde Krone und Helga Liebecke. Leipzig 1992. 48 S. (2. Aufl.) – *Heft 2*: Reimar Gilsenbach/Joachim S. Hohmann: Verfolgte ohne Heimat. Beiträge zur Geschichte der Sinti und Roma. Mit einem Titelfoto von Christiane Eisler und einer Besprechung von Ulrich Heinemann. Leipzig 1992. 51 S. – *Heft 3*: Manfred Kossok: Das Jahr 1492. Wege und Irrwege in die Moderne. Festvortrag auf der außerordentlichen Vollversammlung des Rosa-Luxemburg-Vereins e.V. Leipzig am 10. Oktober 1992. Leipzig 1992. 44 S. – *Heft 4*: Bärbel Bergmann: Arbeitsunsicherheit. Erleben und Bewältigen. Eine Studie aus dem Raum Dresden. Leipzig 1993. 44 S. – *Heft 5*: Uta Schlegel: Politische Einstellungen ostdeutscher Frauen im Wandel. Leipzig 1993. 60 S. – *Heft 6*: Walter Poeggel: Deutsch-polnische Nachbarschaft. Leipzig 1993. 74 S. – *Heft 7*: Ernstgert Kalbe: Aktuelles und Historisches zum jugoslawischen Konflikt. Leipzig 1993. 50 S. – *Heft 8*: Landwirtschaft in den neuen Bundesländern. Leipzig 1994. 58 S. [Enthält: Otto Rosenkranz: Die Landwirtschaft in den neuen Bundesländern. Was war – was ist – was wird sein? S. 5-38. – Gerhard Müller: Die Strukturkrise in der Landwirtschaft Westeuropas und die Chancen für die Landwirtschaft in den neuen Bundesländern. S. 39-52. – Zu den Autoren dieses Heftes. S. 53 bis 55.] – *Heft 9*: Gunhild Korfes: Zur Jugendgewalt in den neuen Bundesländern – Ergebnisse soziologischer Forschung. Leipzig 1994. 89 S. – *Heft 10*: Elenor Volprich: Langzeitarbeitslosigkeit in Ost-sachsen. Leipzig 1994. 55 S. – *Heft 11*: Beiträge zur Geschichte des Warschauer Ghettos. Leipzig 1994. 67 S. [Enthält: Marian Feldman: Der Aufstand im Warschauer Ghetto. S. 5 bis 15. – Eva Seeber: Das Ghetto von Warschau. Von der Ausgrenzung zum Völkermord. S. 17-58 [Für den Druck bearbeitete und ergänzte Fassungen der Vorträge, die die Verf. auf der Gedenkveranstaltung des Polnischen Instituts Leipzig, der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig, des Bundes der Antifaschisten und des Rosa-Luxemburg-Vereins am 28. April 1993 aus Anlaß des 50. Jahrestages des Aufstandes im Warschauer Ghetto gehalten haben.] – Ausgewählte Veröffentlichungen über das Warschauer Ghetto. S. 59-61.] – *Heft 12*: Joachim Tesch: Ziele und Wege der Wohnungsbauförderung. Leipzig 1994. 39 S. – *Heft 13*: Eva-Maria und Lothar Elsner: Ausländerpolitik und Ausländerfeindschaft in der DDR (1949-1990). Leipzig 1994. 92 S. – *Heft 14*: Jürgen Becher: Wohnen und Mietrecht. Ausgewählte Probleme in Ostdeutschland. Leipzig 1994. 41 S. – *Heft 15*: Sarkis Latchinian: »Maastricht« Hoffnung für Europa? Fehlentwicklungen der europäischen Wirtschafts- und Währungsunion. Leipzig 1994. 47 S. – *Heft 16*: Antisemitismus und Massenmord. Beiträge zur Geschichte der Judenverfolgung von Helmut Schwege, Nora Goldenbogen, Karl-Heinz Gräfe, Kurt Pätzold, Horst Schneider und Gustav Seeber. Leipzig 1994. 89 S. [Enthält: Nora Goldenbogen: Zum Geleit. S. 5-5. – Gustav Seeber: Zum Kampf der deutschen Sozialdemokratie gegen den Antisemitismus im Kaiserreich. S. 7-16. – Karl-Heinz Gräfe: Stalinismus und Antisemitismus in der UdSSR der 20er und 30er Jahre. S. 17 bis 24. – Horst Schneider: Pogromnacht in Dresden. S. 25-30. – Kurt Pätzold: »die vorbereitenden Arbeiten sind eingeleitet«. Die Wannseekonferenz am 20. Januar 1942. S. 31-50. – Helmut Eschwege: Zur Deportation alter Juden mit »Heimkaufsverträgen« 1942-1945. S. 51-74. – Nora Goldenbogen: »Schonungslos den kranken Kern aufdecken...« Zu Problemen des Antisemitismus und seiner Rolle in den »Säuberungen« in Sachsen 1949 bis 1953. S. 75 bis 84.] – *Heft 17*: Walter Poeggel: Der deutsch-tschechoslowakische Nachbarschaftsvertrag als Ausgangspunkt einer neuen Ära in den gegenseitigen Beziehungen. Leipzig 1994. 59 S.

Ansichten zur Geschichte der DDR. Bd. V. Im Auftrag der PDS/Linke Liste im Deutschen Bundestag und des Rosa-Luxemburg-Vereins e. V. Leipzig hrsg. von Jochen Cerný, Dietmar Keller und Manfred Neuhaus. Bonn, Berlin 1994. 177 S.